

# MITTHEILUNGEN

AUS

JUSTUS PERTHES' GEOGRAPHISCHER ANSTALT

ÜBER

## WICHTIGE NEUE ERFORSCHUNGEN

AUF

DEM GESAMTGEBIETE DER GEOGRAPHIE

VON

DR. A. PETERMANN.

---

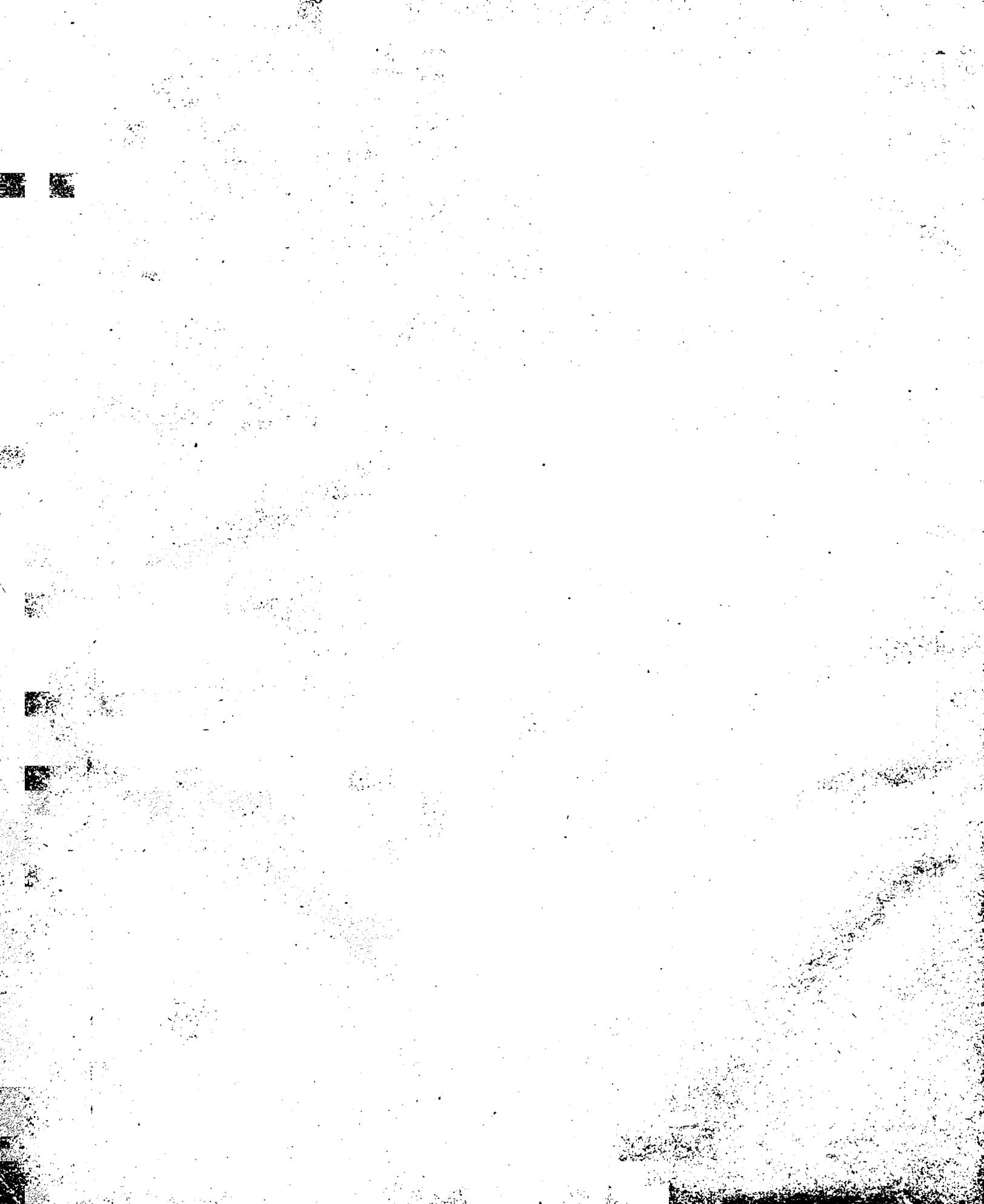
**Ergänzungsheft Nr. 37:**

Carl Mauch's Reisen im Innern von Süd-Afrika, 1865—72.

---

GOTHA: JUSTUS PERTHES.

Preis 26 Sgr.



# CARL MAUCH'S REISEN

IM

# INNEREN VON SÜD-AFRIKA

1865—1872. ✓

---

Mit einer Originalkarte.

---

(ERGÄNZUNGSHEFT No. 37 ZU PETERMANN'S „GEOGRAPHISCHEN MITTHEILUNGEN“.)

GOtha: JUSTUS PERTHES.

1874. \*

# INHALT.

	Seite		Seite
<b>I. Von Port Natal nach Rustenburg.</b>			
Gefahrvolle Landung . . . . .	1	Reise nach Inyati, 1868, Kampf mit dem Hunger . . . . .	27
Erster Eindruck der fremden Natur, der Hafentort D'Urban . . . . .	1	Zweimaliger Besuch der Diamantfelder . . . . .	27
Komische Begegnung, Urwald und tropisches Gewitter . . . . .	2	Reise nach der Delagoa-Bai . . . . .	28
Der Weg landeinwärts, Neu-Deutschland, ein Sonderling . . . . .	3	Bootsfahrt den Vaal-Fluss hinab nach den Diamantfeldern . . . . .	28
Kampf ums Dasein, ein Pastor als Helfer in der Noth . . . . .	4	<b>IV. Reise nach den Ruinen von Zimbabwe, 1871—1872.</b>	
Ankunft in Pieter-Maritzburg, Aufnahme und Beschäftigung . . . . .	5	Vervollständigung der Karte der Transvaal-Republik . . . . .	28
Günstige Aussichten, Abreise nach der Transvaal-Republik . . . . .	5	Anrüstung zur Reise . . . . .	29
Landesübliche Ochsenwagen, Bivouac . . . . .	6	Tauschartikel . . . . .	30
Natal im Gegensatz zum Orange-Fluss-Freistaat . . . . .	7	Träger . . . . .	31
Schwierigkeiten des Transportes, Überschreiten des Vaal-Flusses . . . . .	8	Die „Spelunke“ . . . . .	31
Die Transvaal-Republik . . . . .	8	Geduldproben . . . . .	31
Ein Farmhaus . . . . .	9	Auf dem Marsch . . . . .	31
Die Wasserscheide, das Ende der Flächen, Anbau . . . . .	9	Beim Häuptling Sewaas . . . . .	32
Einkehr bei einem Boer . . . . .	10	Bauart der Hütten . . . . .	33
Die Gegend um Rustenburg, ihre natürlichen Vorzüge . . . . .	10	Abendbesuch, nächtliche Störungen . . . . .	33
Günstige Aussichten; Beginn der Laufbahn als Forschungs-Reisender . . . . .	11	Gastfreundschaft . . . . .	33
<b>II. Mein erstes Jahr in der Transvaal-Republik.</b>		Das Limpopo-Thal . . . . .	34
Die Makhali-Berge, Bodenbildung, Vegetation und Thierwelt . . . . .	11	Undank . . . . .	35
Die Bergkuppen im Osten der Rustenburger Ebene . . . . .	12	Schöne, belebte Landschaft . . . . .	35
Begegnung mit Eingeborenen . . . . .	12	Verlassen und bestohlen, verzweifelte Lage . . . . .	36
Irrfahrten in den Pilaans-Bergen . . . . .	13	Erlösung, neue Gefahr . . . . .	37
Das Dorf Rustenburg . . . . .	14	Ankunft bei den Ruinen . . . . .	38
Vermeintliche Mineralschätze . . . . .	15	<b>V. Die Makalaka.</b>	
Der Betschuanen-Häuptling Ramakoko . . . . .	16	Fütterung der Kinder . . . . .	38
Der Krokodil-Fluss; Kupferkies . . . . .	16	Tätowiren der Mädchen . . . . .	38
Antilopenjagd . . . . .	17	Verheirathung und Ehe . . . . .	39
Der „Goldsucher“; Übersiedelung nach Potschefstroom . . . . .	17	Witwenstand und Tod . . . . .	39
Das „Hohe Feld“ . . . . .	17	Beschäftigung der Knaben . . . . .	39
Höhlenreichthum . . . . .	18	Das Jünglingsalter . . . . .	40
Abenteuer in der Höhle bei der Wunderfontein . . . . .	19	Das Freien . . . . .	40
Bleierzee . . . . .	19	Der Quälgeist Motsimo . . . . .	40
Vegetation und Anbau auf dem „Hohen Felde“, Steppen-Charakter . . . . .	20	Körperbeschaffenheit, Kleidung, Schmuck . . . . .	41
Die Umgebung von Potschefstroom . . . . .	20	Wohnung . . . . .	41
Potschefstroom, Name, Anlage . . . . .	20	Nahrung . . . . .	42
Markt, Gärten, Bevölkerung . . . . .	21	Arbeit . . . . .	42
Aufbruch nach dem Marico-Distrikt . . . . .	21	Musik, Tanz, Jagd . . . . .	43
Ein frommer Faullenzor . . . . .	21	Gebräuche, Aberglaube . . . . .	43
Verdächtige Wissbegierde . . . . .	22	Sprache und Geschichte . . . . .	43
Eine bescheidene Häuslichkeit . . . . .	22	<b>VI. Das Gebiet zwischen Limpopo und Zambesi und die Ruinen von Zimbabwe.</b>	
Ländlich sittlich; das „Vortuch“ . . . . .	23	Bodenbildung . . . . .	44
Behaglicher Aufenthalt bei einer Deutschen Missionärs-Familie . . . . .	24	Flüsse . . . . .	45
Eine Nacht auf dem Baum; Irrfahrten . . . . .	24	Der Limpopo . . . . .	45
Fussreise im Gewitterregen . . . . .	24	Der Sabia-Fluss . . . . .	45
Ungastlichkeit . . . . .	25	Der Zambesi . . . . .	45
Eine Kriegstruppe; verzweifelter Marsch nach Potschefstroom . . . . .	25	Reichthum an Thieren . . . . .	46
Erster Versuch einer Karte der Republik . . . . .	26	Die Zulu . . . . .	46
<b>III. Die grösseren Reisen von 1866 bis 1871.</b>		Die Matebele . . . . .	47
Bekantschaft mit Hartley, die beiden Reisen in seiner Gesellschaft . . . . .	26	Andere Volksstämme . . . . .	47
Goldentdeckung . . . . .	26	Das Klima . . . . .	47
		Werthvollste Produkte, Kaiser Wilhelm's Goldfeld . . . . .	48
		Die Tsetse-Fliege . . . . .	48
		Die Ruinen von Zimbabwe . . . . .	49

## Karte.

Originalkarte von Carl Mauch's Reise von Simbabwe nach Senna, 1871/2. Von A. Petermann. Maassstab 1:2.000.000.

## I. Von Port Natal nach Rustenburg.

*Gefährvolle Landung.* — Nach einer günstig verlaufenen Fahrt von 75 Tagen traf der Dreimastschoner, auf dem ich mich dem Ziele meiner Wünsche entgegengetragen liess, auf der Rhede von Natal ein. Bereits befanden sich drei Segelschiffe, welche am gleichen Tage angekommen waren, vor Anker. Ihr heftiges Schwanken zeugte von besonders aufgeregter See und nicht ohne ernste Bedenken gab der Kapitän meines Schiffes den Befehl, den einen von den beiden Ankern fallen zu lassen; kurze Zeit darauf hatte die Mannschaft die Segel fest gemacht und versah jene noch übrigen Arbeiten, die bei bevorstehendem Landen üblich sind. Ich selbst aber überliess mich völlig der Betrachtung des vor mir liegenden Küstentheiles. Da befand sich denn links ein ziemlich vorstehender, dicht bewaldeter Hügel, der auf seiner Spitze in einer Lichtung eine Flaggenstange trug, an seinem Fusse zeigten sich grosse Felsblöcke, gegen welche der Schaum der tobenden Wellen emporschlug, die Trümmer eines Schiffskörpers wurden zeitweis sichtbar und bekundeten, dass man, wenn auch vor Anker, denn doch noch nicht ausser Gefahr des Strandens ist. Gerade vor mir brachen sich die mächtigen Wogen über der sehr veränderlichen Sandbarre der innern Bai, dem eigentlichen Hafen zu. Rechts ist das Ufer flach und sandig, gegen seine aufgeworfenen Dünen branden die rastlos sich überstürzenden Wellen. Der Hintergrund ist abgeschlossen durch einen wenig erhabenen, sehr dicht bewachsenen Hügelrand, an welchem hie und da ein weisser Punkt in einer Lichtung eine Villa bezeichnet. Über dem Niveau der Baumgipfel im Vordergrunde wiegt in seltenen Exemplaren eine Palme ihr gefiedertes Haupt. Wie sehr wünschte ich mir den Zeitpunkt herbei, wo ich zum ersten Male den fremdländischen Boden betreten durfte! Aber wie es stand, dieser Zeitpunkt wurde weiter hinausgerückt; bei dermaliger hochgehender See und heftigem Seewinde wäre es ein tollkühnes Wagniss gewesen, im Boote ans Land zu kommen; ich musste mich ins Unvermeidliche fügen und mir vornehmen, geduldig zu harren. In der Betrachtung der neuen Gegend verweilte ich, bis es bereits zu dunkeln begann. Plötzlich verspüre ich und mit mir Alle im Schiffe einen plötzlichen Ruck, ein leichtes Rasseln der Ankerkette lässt sich zugleich vernehmen und bald gewahren wir mit Schrecken, dass wir treiben, dass wir unseren Anker durch den Bruch der Kette verloren hatten. Die Richtung, in welcher wir

C. Mauch, Reisen in Süd-Afrika.

trieben, war die nach dem Wrack zu und dabei bedrohten wir eines der vor Anker liegenden Schiffe mit einem derben Zusammenstoss. In grösster Eile gelingt es noch, das grosse Segel und das Fogsegel zu entfalten, der starke Wind erfasst sie noch im rechten Momente, um uns vom bedrohten Schiffe abzulenken. Nach mehrmaligem Wenden konnte das offene Meer wieder gewonnen werden und erst vier Tage später, bei leichter Brise und wenig bewegter See, durften wir uns wieder nähern, um endlich vom kleinen Schleppdampfer ins Tau genommen und über die Barre weg in den Hafen bugsirt zu werden. Das war am 15. Januar 1865.

Auf diese Weise am Ziele meiner sehnlichsten Wünsche einem Schiffbruche entgangen zu sein, durfte ich als ein gutes Omen betrachten und daher führte ich gleich am ersten Tage eine kleine Rundreise um die Bai von Natal aus, um mir vorläufig einen oberflächlichen Blick über die neuen Formen der Natur zu verschaffen.

*Erster Eindruck der fremden Natur, der Hafentort D'Urban, komische Begegnung, Urwald und tropisches Gewitter.* — Vom Landungsplatze aus, wo es bereits rüstig und lärmend herging mit dem Ausladen zweier Schiffe und wo mir zumal ein zwar bekanntes, aber noch ungewohntes Idiom, das Englische, und zwei ganz fremde Sprachen, nämlich der von Indien eingeführten Coolies und der in Natal einheimischen Kaffern, ans Ohr tönten, begab ich mich an den wenigen, zu Hafenzwecken aufgeführten Gebäuden vorüber auf die Strasse, wenn ich die von Baum und Busch entblösten Durchhaue mit diesem Namen bezeichnen darf. Bis zu den Knöcheln im feinen losen Meeressand mühsam watend folgte ich diesem Waldweg, begab mich bald von der einen auf die andere Seite, theils um mir gänzlich fremde Pflanzenformen zu besehen, theils um zu versuchen, das Genus dieser oder jener mir bekannt vorkommenden Blüthe zu errathen. Einzudringen in das Dickicht selbst, war eine Unmöglichkeit und enge Schlüpfen führten meist bald zu einem Kafferdörfchen oder einer Bananenpflanzung. Solche Eingänge waren gewöhnlich durch auffallend grosse Exemplare baumartiger Euphorbien bezeichnet. Das Auge weidete sich an der Pracht der Blüthen und den fremdartigen Gestalten, und zwar um so mehr, weil ja die lange eintönige Seefahrt zwischen dem Bilde der bereits in Schnee gehüllten Landschaft, von der ausgesegelt worden war, und dem jetzigen An-

blick einer subtropischen Gegend keine Vermittelung hergestellt hatte. Wenn nun aber auch dem Auge voller Genuss wurde, dem Ohre ward durchaus kein Schmaus bereitet in dem durchdringenden, das Trommelfell erschütternden Zirpen der grossen dunkelgefärbten Cicaden oder in dem lästigen monotonen Geschrei der kleinen grünen Papageien, welche pärchenweise oder in Familien die höheren Bäume in grossen Kreisen umflogen.

Nach etwa einer Stunde erreichte ich einen Eisenbahn-Übergang, ein Zeichen weit vorgeschrittener Civilisation; noch eine kurze Strecke und ich befand mich in der Hauptstrasse des Hafentortes D'Urban, nicht wenig überrascht, solch stattliche Gebäude zu sehen. Bevor ich mich jedoch der Stadt vollends näherte, hatte ich noch eine höchst komische Begegnung. An einem Gartenzaune vorübergehend wurde meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen durch ein Chamäleon, jenes bekannte räthselhafte Thierchen, das in seinem ganzen Wesen etwas Absonderliches hat: sein gehelmter Kopf mit den eigenthümlich geformten, nach allen Richtungen und unabhängig von einander drehbaren Augen, sein auffallender Gang, als ob es bei jedem Schritte zwei Tempi zu machen hätte, seine sonderbare Farbenänderung, wenn es auf verschieden gefärbte Gegenstände übergeht, die unbeholfene Eilfertigkeit, wenn es bei Berührung flüchten will oder zur Vertheidigung das weite Maul aufreisst, die Schnelligkeit und nie fehlende Sicherheit, mit der es seine gelbe verdickte Zunge hervorstösst, um eine Fliege zu haschen. Doch ist's nicht dieses Chamäleon, das ich eine komische Begegnung nennen möchte, vielmehr die Störung, welche in der näheren Betrachtung eintrat.

Es rannte nämlich fast athemlos eine Person von schwarzer Hautfarbe auf mich zu, überreichte mir ein Stöckchen, in dessen oberem geschlitzten Ende ein Brief steckte; seine Sprache war weder Englisch noch „Kafferisch“, sondern wohl eine Mischung beider, jedenfalls aber für mich unverständlich. Ich merkte, dass er gern die Wohnung des Adressaten bedeutet haben möchte, ein Ding der Unmöglichkeit für mich; ich suchte ihm durch Zeichen begreiflich zu machen, dass er mich vergeblich frage. Vor sich hingehend oder murmelnd setzte er seinen Weg fort und gab mir dadurch Gelegenheit, seine einfache, aber höchst gewählte Kleidung anzustaunen. Ausser den gewöhnlichen Streifen aus den Fellen einer Zibethkatzenart, wie sie die Zulu-Kaffern um die Lenden tragen, hatte er seine wolligen Haare mit einem hohen, seidenhaarigen, weissen Cylinderhut bedeckt, seinen Hals aber mit einem papiernen Kragen umgeben. Ihm entgegen kommt ein anderes merkwürdiges Subjekt, angethan mit einem krebsrothen Englischen Waffrock mit grossen Messingknöpfen. Beide müssen intime Bekannte gewesen sein, denn schon aus einiger Entfernung

riefen sie sich einander freudig zu, hielten mit ihrer Eile inne, setzten sich neben einander auf den Boden nieder und begannen zu schnupfen, bis ihnen entweder ihr schallendes Gelächter oder aber der starke Tabak die Thränen in die Augen trieb. Damals dachte ich mir, dass sie höchst wichtige Begebenheiten einander zu erzählen wüssten, spätere Beobachtungen ähnlicher Fälle belehrten mich vom Gegentheil.

Mein Chamäleon war inzwischen unsichtbar geworden, es hatte sich ins dichte Gebüsch gerettet; ich verfolgte meinen Weg weiter durch das Städtchen, zunächst am gut im Stande erhaltenen Stadtpark vorüber, an dessen Ecke ein Gedenkstein, eine Fontaine mit Bassin darstellend, angebracht ist, mit der Aufschrift: „Wasser ist das Beste“, womit man sich auch ganz einverstanden erklären könnte, wenn gutes Wasser, oder überhaupt Wasser daraus flosse. Bei der ersten Häuserreihe fiel mir zunächst eins auf, das mit der Aufschrift: Aude, vide, tace, in grossen Buchstaben versehen war. Diese Regel, die mir schon beim erstmaligen Betreten Afrikanischen Bodens so dringend empfohlen wird, muss ich beherzigen, dachte ich bei mir selbst und schritt weiter. Ich begnügte mich für diessmal mit dem nur flüchtigen Beschauen des Städtchens und seiner geschäftigen Bewohner und gelangte bald wieder ins Freie. Mich unmittelbar am Rande der Bai zu halten, wo bald die Fluth den Boden bedeckt, bald die Ebbe ihn blosslegt, wo dichte Mangrove-Büsche eine anwidernde Malaria aushauchen, wollte ich für den ersten Tag noch vermeiden, obwohl mir die zahllosen Krabben mit ihren unförmlichen Scheeren und ihrem seitlichen Davoneilen viel Stoff zu näherer Betrachtung gegeben hätten. Ich hielt mich mehr dem Weg entlang, der um die Bai führt. Bald hatte ich einen Bach zu passiren, den ich, weil weder Brücke noch Fusssteig vorhanden war, barfuss zu durchwaten hatte. Jenseit desselben lockten mich eine grosse Anpflanzung von Zuckerrohr und das Geräusch einer Zuckermühle zu einigem Aufenthalt.

Nochmals setzte ich meinen Spaziergang fort, und zwar versuchend, an dem Ufer der Bai zu bleiben; ich gerieth nach und nach in dichteres Gebüsch und zuletzt in förmlichen Urwald, worin mir aber weiteres Vordringen unmöglich gemacht wurde durch sumpfigen Boden und ein Flösschen von heimtückischem Aussehen. Ich befand mich an einer recht unheimlichen Stelle. Die hohen Bäume waren mit ihren dunkel belaubten Kronen so in einander gewachsen, dass sie nur wenigen Sonnenstrahlen einen Durchgang erlaubten, also ein gewisses Düsterrichthum herrschte; auch das kleinste Geräusch konnte deutlich vernommen werden. Offen gestanden, ein Gefühl von Furcht bemächtigte sich meiner. Ich fühlte mich so ganz verlassen inmitten der mich umgebenden fremdartigen Natur, in jeder breitblättrigen Sumpfpflanze oder in jedem dichten Busche glaubte ich ein Versteck

eines mir feindlichen Thieres sehen zu müssen; jeden sich bewegenden Gegenstand deutete ich als einen demnächst erfolgenden Angriff auf mich; in jedem längeren Holzstückchen, durch Flechten bunt gefärbt, sah ich ein giftiges Gewürm; das kaum zu vernehmende Geräusch eines an der Oberfläche des Wassers platzenden Luftbläschens schlug unheimlich an mein Ohr; beim Fallen eines dünnen Zweigchens oder Rindenstückchens in eine Pfütze hinter meinem Rücken fuhr ich zusammen; das Herabrollen eines Steines vom nahen Abhang nahm ich für die Folge unsicheren Auftretens einer grösseren Schleichkatze, kurz Alles trug dazu bei, das Gefühl der Bangigkeit in mir zu vermehren, und dennoch hielt mich's unwiderstehlich fest. Ein fernes Rollen des Donners veranlasste mich endlich, an den Rückweg zu denken. Ich verliess die unheimliche Stätte und eilte, das Schiff wieder zu erreichen, bevor es Abend würde. Kaum angekommen, brach denn auch bald das angekündigte Gewitter über der Gegend los; grell gelbe Blitze, die oft mehrmals den Weg von der Wolke zur Erde nieder und wieder zurück machten, andere, die sich in mehrere Strahlen theilten, wieder andere, die das ganze Firmament in rothem Lichte zeigten, folgten sich unaufhörlich, schrecklich harte Schläge übertönten den beständig rollenden Donner und ein gewaltiger Regen strömte hernieder, als ob ein Wolkenbruch sich einstellen wollte; es war ein echt tropisches Gewitter und hielt mehrere Stunden an, aber darauf erglänzte der südliche Himmel mit seinen prächtigen Sternbildern.

So war dieser erste Tag in der That überaus reich an Erfahrungen für mich und noch lange hatte ich, auf meinem Lager ausgestreckt, den bunten Wechsel der verschiedensten Eindrücke zu bewundern; ich freute mich inniglich, an einem Theile der Küste Afrika's gelandet zu sein, die so viel des Interessanten für den Forscher bietet, es that mir aber auch leid, dass ja eben dieser Theil bereits ziemlich genau erforscht sein musste, und ernstlicher Kummer beschlich mich, als ich daran dachte, auf welche Weise ich denn zunächst meinen Lebensunterhalt zu verdienen haben werde, um mich zu akklimatisiren und Tüchtiges im Forschen leisten zu können.

*Der Weg landeinwärts, Neu-Deutschland, ein Sonderling.*  
— Ich darf hier wohl erwähnen, dass ich von allen Geldmitteln entblösst war, denn so nur erklärt sich, warum ich, anstatt meinem gesteckten Ziele direkt zuzusteuern, mich gleichsam wie vom Winde habe umherwerfen lassen. Es hatte übrigens die unentschiedene Lebensweise während der folgenden Monate ihr Gutes, denn neben der Akklimatisation wurde ich mit Land und Leuten näher bekannt und erwarb mir dadurch schätzenswerthe Kenntnisse zur Forschung im weiten Inneren und gewöhnte mich leichter an Entbehrungen. Die ersten Versuche, für das tägliche Brod zu arbeiten, schlugen fehl

oder gefielen mir nicht. Daher kam mir die Nachricht erwünscht, dass nur eine kurze Strecke landeinwärts eine kleine Deutsche Kolonie existire, woselbst hauptsächlich zwei Personen wohnten, die schon über 20 Jahre in der Küstengegend gelebt, welche also mit allen Verhältnissen des Landes am meisten bekannt sein mussten und mir selbst auch die beste Auskunft geben und guten Rath ertheilen konnten. Ich beschloss daher, diese Herren aufzusuchen.

Schon am Morgen danach, als ich diese Neuigkeit in Erfahrung gebracht hatte, verliess ich D'Urban mit dem Vorsatz, wo möglich nicht so bald wieder meinen Fuss darein zu setzen. Aus der unregelmässig begrenzten, tief-sandigen Waldstrasse wird allmählich die verbesserte Landstrasse, auf deren beiden Seiten in regelmässig abgetheilten und eingezäunten Erbstücken theilweis niedliche, villenartig gebaute Wohnhäuser stehen, die sich an den dichten Wald anlehnen und ein wohlkultivirtes Gärtchen vor sich haben. Bananen und Ananas bilden nebst Gemüsen und einigen Zierpflanzen die Gegenstände des Anbaues darin und beweisen durch ihr üppiges Wachsthum, dass Boden und Klima ihm äusserst günstig sind. Über den sandigen, stark beholzten, niedrigen Hügelrand, die Berëa genannt, führt eine mit vielen Kosten hergestellte harte Strasse. Immer ansteigend erweitert sich der Horizont, bis endlich in der Nähe von dem Dorfe Pinetown eine der schönsten Aussichten auf die Bai und den Indischen Ocean sich dem Auge darbietet. Auch hat sich mit der Erhebung die Landschaft verändert, nicht mehr finden sich zusammenhängende, undurchdringliche Waldpartien, sie wechseln nun ab mit fast kahlen Bergwiesen und Ackergeländen; hochgewachsene Eucalypten mit tannenartigem Wuchse bilden öfters die Alleen, welche zu den Wohngebäuden führen, verschiedene Auran-tiaceen, Bananen, Kaffee- und Obstbäume dienen ebensowohl zum Nutzen der fleissigen Eigenthümer als zur Verschönerung ihrer Landgüter. Wenige Minuten auf einem Feldwege entlang, der mich rechts von der Hauptstrasse abführte, brachten mich zwischen die ziemlich zerstreut liegenden Gehöfte der erwähnten Kolonie von Deutschen, Neu-Deutschland genannt. Bald hatte ich die Wohnung der einen Person erfahren und nach eingenommenem kräftigen Frühstück, dem ich zum ersten Male die schmackhaften Früchte der Bananen beifügen durfte, wurde mir in zuvorkommender Weise das Haus bedeutet.

Von einem lebendigen Zaune aus Granatäpfel-Gesträuchen, der aber häufige Lücken zeigt, ist ein bedeutendes Grundstück eingeschlossen, worin jedoch nur Unkraut prachtvoll wuchert; ein grosses, aber baufälliges Haus, umgeben von einer niedrigen Veranda, wurde mir als das Domicil des erfragten Herrn bezeichnet. Ich konnte kaum den Eingang dazu finden, auch boten die Fenster den Beweis, dass es dem

Bewohner um viel frische Luft zu thun war, denn die meisten Scheiben fehlten. Er musste mich durch seine Gucklöcher bemerkt und aus meiner Unschlüssigkeit einzutreten geschlossen haben, dass ich ein Fremder und also mit der Lokalität nicht vertraut sei. Bald erschien er vor seiner halbversteckten Thür, grüsste ausserordentlich freundlich und lud mich ein, näher zu treten. Mit dem Zipperlein behaftet führte er mich mit schlotterndem Gange durch den äusseren grösseren Raum in sein eigentliches Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer, in welchem die verschiedenen Gegenstände in solcher Unordnung durch einander lagen, wie es nur bei einem alten Junggesellen reinsten Wassers der Fall sein kann. Auf seine höchst freundliche Einladung hin nahm ich ihm gegenüber Platz an einem kleinen Tischchen, auf dem eine zersprungene Porzellantasse ohne Henkel mit ein wenig schwarzem Kaffee den auffallendsten Gegenstand bildete, während einige fliegende Papierchen mit Registern von Lateinischen Namen von Insekten, ein Schachteldeckel mit den Resten von Tabak und Asche, kleine Papierstreifen und mehrere kleine Dosen mit Insektennadeln so ziemlich die ganze Tischplatte bedeckten. Von einem Cavendishkuchen bemühte er sich eine kleine Portion abzuschneiden, in der Hand zu zerreiben, damit ein Pfeifchen zu stopfen, und dieses überreichte er mir. Er selbst füllte für sich ein anderes mit den Zeichen beständigen Gebrauches, und zwar mit den augenscheinlich bereits mehrmals gerauchten und wieder gesammelten Überbleibseln früherer Quantitäten, und als nun beide Pfeifchen dampften, erkundigte er sich nach meinen näheren Verhältnissen, meinem Zwecke u. dgl.

Er bezeugte kindliche, ja kindische Freude über mein mitgetheiltes Vorhaben des Forschens, lobte die Gegend als überaus reich an den mannigfaltigsten Objekten, die sich für naturhistorische Sammlungen eignen würden; er wusste nur Gutes über die Bevölkerung, weiss oder schwarz, zu erzählen; er liess sich herbei, mir einige seiner Sammlungen von Insekten zu zeigen und mich auf seltene Exemplare aufmerksam zu machen; er gestand mir, dass er durch den Verkauf seiner Collektionen schon seit Jahren seine Lebensbedürfnisse bestritten habe und auch jetzt noch trotz seines kränklichen Körpers bestreite, die allerdings dem Anscheine nach fast auf die Bedürfnisslosigkeit eines Diogenes reducirt sein mussten. Wie vollkommen, wie nahe dem Himmel musste dieser Mann mit dem kindlichen Gemüthe sein, wenn es wahr ist, was er mir mit Thränen in den Augen erzählte, dass selbst die Engel ihm oftmals beim Auffinden von sehr seltenen Käfern behülflich seien! Und wie zerfloss er fast in Thränen, als er mit mir Geistererscheinungen, von denen er eine Menge Photographien besass, besprach!

Es zog mich wunderbar zu diesem Muster von Frömmigkeit und Herzensgüte hin und ich war durch sein Wesen

so sehr berührt worden, dass es mich ordentlich Anstrengung kostete, meine Thränen zurückzuhalten. Wie konnte ich anders, als den Entschluss fassen, wenigstens für einige Zeit in seiner Nähe zu weilen! Ich schätzte mich glücklich, als er mich beim Abschiede einlud, am folgenden Tage, und so oft ich es wünsche, wieder bei ihm einzusprechen. Fröhlichen Herzens ging ich von ihm und die Freude über die prächtige Gelegenheit, meine Zwecke so rasch gefördert zu sehen, liessen keinen Schlaf in meine Augen kommen, als ich bei einem gastfreundlichen Kolonisten auf sanftem Lager übernachtete. Ich machte ihm auch am folgenden Morgen wieder einen Besuch, ich durfte sicher sein, dass er meinen während der Nacht gefassten Entschluss nur billigen werde, dass, wenn wir beide, er ein kranker Sechziger, reich an Erfahrungen und Kenntnissen, ich im besten Alter, vom regsten Eifer beseelt und kerngesund, uns vereinigten, beiden geholfen sein würde. Aber wie sehr irrte ich mich, als ich schüchtern mit diesem Vorschlage herausrückte! Als ob er von einer Otter gebissen worden wäre, so plötzlich änderte er den Ausdruck seines Gesichtes und seine Ansichten. Was gestern lobenswerth war, ist heute zu tadeln; was gestern lukrativ war, ist heute eine armselige Beschäftigung; gestern waren seine Nachbarn die besten Leute unter der Sonne, heute ist die ganze Menschheit in der Nähe und Ferne voll der schändlichsten Undankbarkeit gegen ihn; gestern zeigte er mir seinen Himmel auf Erden, heute die Hölle; nur in seinen spiritualistischen Ansichten blieb er derselbe. Der böse Leumund will zwar wissen, dass sein Spiritualismus von dem übermässigen Gebrauch von Spiritus herrühre, welchen er zum Tödteten von Käfern zu verwenden vorgebe.

Armer Insektenmann, Du bist herzlich zu bedauern; hättest Du Dir eine Gehülfin fürs Leben gesucht und, anstatt Dein Haus zur Insektenfalle und Ungeziefer-Herberge werden zu lassen und darin zu verdampfen, Dich mit Menschen, Deiner ebenbürtigen Wesen, abgegeben, Du brauchtest Dich nicht auf solch elende Weise fortzubringen, Du hättest nach Deinem Tode noch Zeit genug, Spiritualist und Pessimist zu sein!

Ich selbst aber nahm mir diesen unglücklichen Mann zum warnenden Beispiel, liess den gehabten schönen Traum an mir vorüberziehen, nahm mitleidsvoll von ihm Abschied und schritt zum Besuche des zweiten Herrn. Es war diess der dortige Pastor und Missionär P. Kaum 10 Minuten entfernt wohnte er auf einem hübschen Landgute. Zur Zeit jedoch war er zu meinem grössten Leidwesen auf einer gottesdienstlichen Reise, von der er erst in einigen Tagen zurückkehren konnte.

*Kampf ums Dasein, ein Pastor als Helfer in der Noth.*  
— Was sollte ich während dieser Zeit mit mir selbst beginnen? mich vielleicht auf die Gastfreundschaft der Leute

verlassen, mit anderen Worten um Nahrung betteln? Das widerstrebte meinem Inneren, aber durch Hülfeleistung bei der Feldarbeit mein tägliches Brod zu verdienen, durfte ich unter den obwaltenden Umständen nicht als erniedrigend ansehen und so half ich denn pflügen, Unkraut jäten, Bataten pflanzen und verdiente dadurch ebenfalls einige Bataten, zu denen allerdings Fleisch recht gut gemundet hätte, jedoch aus Sparsamkeit des Arbeit- und Kostgebers nur Sonntags aufgetischt wurde. Nach wenigen Betrachtungen über meine augenblickliche Lage hielt ich mich für überzeugt, dass ich zu einer Beschäftigung, durch welche mir nicht einmal ein anständiges Essen zu Theil werden konnte, geschweige denn ein Lohn, um die bei der Arbeit ruinirten Kleider zu ersetzen oder gar Etwas auf die Seite zu legen, nicht bestimmt sein könne, und ein Stern der Hoffnung ging für mich auf, als mir der heimkehrende Pastor gezeigt wurde, der in ganz geringer Entfernung auf dem Feldwege seinem Gehöfte zuritt. Einige ausbessernde Nadelstiche und Bürstenstriche liessen mich möglichst anständig erscheinen, mit pochendem Herzen eilte ich dem Pastorsitze zu und bat verschämt um Einlass.

Ich durfte mein Inneres vor diesem liebenswürdigen Manne ausschütten und fand Erleichterung und Trost schon darin, dass der Herr mir Glauben schenkte. Bald hatte er Aushilfe für mich erdacht, liess mir zunächst einen Imbiss vorsetzen, an dem mein Gaumen zum ersten Mal seit meiner Ankunft auf Afrikanischem Boden sich wirklich laben konnte, und beschied mich sodann für den folgenden Morgen. Zur bestimmten Stunde stellte ich mich ein, empfing aus seinen Händen einen Empfehlungsbrief an einen Herrn B. in Pieter-Maritzburg, der Hauptstadt der Kolonie Natal, und dazu noch eine pekuniäre Unterstützung, die ich jedoch anzunehmen zögerte.

*Ankunft in Pieter-Maritzburg, Aufnahme und Beschäftigung.* — Mein Bündelchen war bald geschnürt und von freudigster Hoffnung beseelt wanderte ich am frühen Morgen des folgenden Tages der gutgebauten Hauptstrasse entlang und erreichte Abends nach 9 Uhr die Stadt, hatte also einen Weg von 50 Engl. Meilen zurückgelegt. Unterkunft fand ich, weil mit der Lokalität gänzlich unbekannt, nur mit grosser Schwierigkeit und nicht, ohne mehrmals in die unbedeckten Wasserkanäle zu tappen. Zwei Tage danach, eine furchtbar lange Zeit, fand sich endlich die erwünschte Gelegenheit, den Recommandationsbrief zu überreichen; vorsichtiger jedoch als der Herr Pastor ging dieser Herr B. zu Werke und seine Frage, ob ich nicht etwa der Deutschen Legion angehört habe, brachte keine geringe Bestürzung in mir hervor, denn einmal wusste ich Nichts von einer solchen Legion und dann musste ich aus dem Ton, der in der Frage lag, schliessen, dass sie in keinem guten Rufe stand. Wohl

durfte ich es entschieden verneinen, aber was half's, da Beweismittel gefordert wurden? In diesem kritischen Augenblicke fiel mir ein, dass ich ja das erste Briefchen von Dr. A. Petermann, in welchem mir angerathen wurde, von meinen Reiseplänen abzustehen, nebst einem kurzen Zeitungsartikel, worin in freundlichen Worten meines Abschiedes von Marburg in Steiermark gedacht war, bei mir trug. Ich überreichte beide Dokumente und sie hatten einen prächtigen Erfolg. Ohne Weiteres hatte ich Aufnahme und Beschäftigung gefunden und nun entrang sich meiner Brust ein schwerer Seufzer, der letzte, mit dem ich die bisherige Noth verabschieden konnte; nun fühlte ich festen Boden und die Zukunft erschien heller. Ich hatte die drei Wochen der Verzweiflung hinter mir, es war Anfangs Februar 1865.

So also gegen den Mangel am zum Lebensunterhalt Nöthigsten verwahrt, musste es mir zunächst am Herzen liegen, mich auch der fremden Idiome zu bemächtigen, und auch dabei glückte es mir, rasche Fortschritte zu machen. Ich wurde mit einer Familie bekannt, deren Haupt Deutsch, die Mutter Holländisch und die Kinder Englisch mit mir redeten. Wenn ich die wenigen Stunden meiner Beschäftigung oder einen Gang in die Umgegend hinter mir hatte, wurden die Abende in gemüthlicher Conversation mit Abwechslung von musikalischen Unterhaltungen aufs Angenehmste verbracht. Noch hielt ich es nicht gerathen, mich mehr in die Öffentlichkeit zu wagen und viele Bekantschaften anzuknüpfen, ich zog es vor, gleichsam im Stillen meine Vorbereitungen für meine weiteren Zwecke zu treffen. Wohl regte sich in mir der Wunsch, die Umgegend möchte noch unbekannt sein, aber im Bewusstsein, dass die Kolonie Natal bereits topographisch vermessen, also in jeder Richtung bereist, untersucht und beschrieben sein musste, konnte ich mich höchstens mit dem bekannten Vorhandenen beschäftigen. Nahezu 2½ Monate dauerte dieses Kleben an Pieter-Maritzburg und seiner nächsten Umgebung und wurde nur ein einziges Mal unterbrochen durch die Theilnahme an einer Pick-nick-Partie nach den unteren Fällen des Umgeni-Flusses. Die starke Wassermasse des durch Regen angeschwollenen Flusses stürzte in mehreren Armen wohl 36 Fuss hoch über eine zerissene Felswand herab und bietet einen bescheidenen, aber angenehmen Anblick.

*Günstige Aussichten, Abreise nach der Transvaal-Republik.*  
— Aus dieser Einförmigkeit riss mich plötzlich die Ankunft eines Bruders des erwähnten Deutschen Familienhauptes. Nach einigen Abenden, welche er mit mir verbracht hatte und während welcher ich ihn von meinen weiteren Plänen in Kenntniss setzte, machte er mir aus freien Stücken den wohlmeinenden Antrag, ihn auf seiner Rückfahrt nach der Transvaal-Republik, wo er schon seit Jahren sich häuslich niedergelassen hatte, zu begleiten und in seinem eigenen

Hause mein Domicil zu wählen, um dort dann ungestört und ohne leibliche Sorgen die Erfüllung meiner Wünsche anstreben zu können. Dieser uneigennützig, für mich äusserst günstige Antrag versetzte mich in nicht geringe Verlegenheit: schlug ich diess Anerbieten aus, so lief ich Gefahr, vielleicht nie wieder so sehr begünstigt zu werden, nahm ich es an, so musste ich meinem bisherigen Prinzipal und Wohlthäter undankbar erscheinen. Die Wahl war schwierig, aber endlich gewann die erstere Ansicht die Oberhand und ich beschloss, meinem Prinzipale offen und ehrlich den Vorfall mitzutheilen und ihm die Entscheidung zu überlassen. Über die Maassen freundlich rieth er mir an, in den Vorschlag einzuwilligen, wenigstens den Versuch zu wagen, und sollte er missglücken, zu ihm zurückzukehren, wo ich dann dieselbe Stellung wieder bekleiden könnte. Das war zu viel Güte und ich konnte nicht genug Worte des aufrichtigsten Dankes finden. Durch seine Gunst ward es mir ermöglicht, aus der harten Vorbereitungs-klasse zu meinen Reisen in die erste Klasse eintreten zu dürfen. Wenige Tage darauf, am 27. April 1865, befand ich mich bereits auf dem Wege nach dem weniger bekannten Inneren.

*Landesübliche Ochsenwagen, Bivouac.* — Mein neuer Gönner war Kaufmann oder „Winkelier“, wie man unter den Ansiedlern sagt, und war nach der Englischen Kolonie herabgekommen, um neuen Vorrath von allerlei verkäuflichen Waaren einzuhandeln; sein Zug bestand aus drei Wagen, wovon zwei Zeltwagen waren, der dritte ein offener, für grössere Lasten berechneter sogenannter Bockwagen mit einer Tragfähigkeit von 6000 Pfd. An jedem der beiden ersten zogen 12, am letzteren 16 grosse Ochsen. Jeder Wagen erfordert mindestens zwei Leute zur Bedienung, nämlich einen Treiber, der gewöhnlich auch Kochkünstler ist, und einen Vorläufer, dem nebenbei das Sammeln von Brennholz oder dessen Surrogat, trockenem Viehdünger, das Wassertragen und Hüten der ausgespannten Zugthiere obliegt. Gewöhnt ans Fahren auf gut gebauten Landstrassen, meist in bequemem Wagen, mit zwei Pferden bespannt, welche den Reisenden mehr oder weniger rasch vorwärts bringen, wird man höchlichst überrascht, wenn man zum ersten Male den Afrikanischen Zeltwagen besteigt, den langen Zug von Ochsen vor sich sieht und nur langsam, 3 Engl. Meilen per Stunde, fortbewegt wird; auf ebenem Wege gewöhnt man sich bald daran, geht es aber einen steilen Berg hinan auf einem Pfade, der durch heftige Regen breite und tief ausgewaschene Gleise erhalten hat, in denen wiederum grosse Geröllstücke liegen, so geht man lieber zu Fuss voraus und beschäftigt sich damit, die grösseren steinigen Hindernisse wegzuräumen. Man wird unangenehm berührt, wenn man sieht und hört, wie die armen Thiere gepeitscht werden, wie sie keuchen und mit gekrümmtem Rücken alle ihre Kräfte aufbieten

müssen, um die schwere Last wieder einige 50 Schritt weiter zu bringen. Beständig werden ihnen ihre Namen, wie Witboy, Blaumberg, Steuermann u. dgl., zugerufen und den Rufen mittelst sicher treffender, schmerzhafter Peitschenhiebe Nachdruck verliehen. Welcher Anblick für die empfindelnden Antithierquäler! Sie würden ohne Zweifel hingerissen werden, für den Bau von Schienenwegen mächtige Fürsprache einzulegen. Auch ich wurde mitleidig gestimmt, fügte mich aber bald ins Unvermeidliche, ähnlich dem Soldaten, der nur die ersten Donner der Geschütze fürchtet, bald aber im Getöse der Schlacht gleichgültig wird. In den  $2\frac{1}{2}$  Stunden steilen Ansteigens des Townhill (Stadtberges) gleich hinter Maritzburg hatte ich bereits einsehen gelernt, dass die Fahrt ohne die obligaten Prügel mit Peitsche und Sambok (einer kurzen Peitsche aus Rhinoceros- oder Nilpferdhaut) nicht vollführt werden könnte, und als ich auf der erreichten Terrasse nach dem Ausspannen der Zugthiere bemerkte, dass diese bereits munter ans vergilbende Gras sich machten und die Schmerzen vergessen hatten, stählte ich mein Inneres gegen die sich aufdrängenden Gefühle des Mitleids.

Während es sich nun die Gehörnten schmecken liessen, wurde von den schwarzen Dienern, welche alle des Afrikanisch-Holländischen leidlich mächtig waren, Anstalten getroffen, ein kleines Mahl für den „Baas“ oder Herrn des Zuges und für mich herzurichten. Das von der Stadt mitgebrachte Brennholz wurde zerkleinert, ein Büschelchen trockenen Grases in der Hand zerrieben, damit es um so leichter Feuer fange, aber die Streichhölzchen wollten des starken Windes wegen nicht brennen, daher nahm der Treiber, ein leidenschaftlicher Raucher und mit Feuerzeug versehen, seine Zunderdose aus der Tasche, schlug Feuer mit Stahl und Stein, brachte den glimmenden Baumwollstoff dem Grasbüschelchen nahe und der Wind that das Seine, so dass in auffallend kurzer Zeit ein bescheidenes Feuerchen brannte.

Drei grosse Steine werden anstatt eines Dreifusses um das Feuer gestellt und darüber der gusseiserne Kaffeekeffel placirt, nachdem man ihn mit Wasser aus der Blechkanne, die einst zum Versenden von Lein- oder Paraffinöl benutzt worden war, angefüllt hatte. Sobald das Wasser sprudelt, werden nun nach Belieben oder im Verhältniss des noch vorhandenen Vorrathes zur Dauer der Reise mehr oder weniger Löffel voll Kaffeemehl zugesetzt, das plötzlich drohende Überlaufen durch Zugiessen etwas kalten Wassers verhindert, durch Umrühren das Mehl mit der heissen Flüssigkeit gehörig gemengt und wenige Minuten darauf, während welcher die Mehltheile zu Boden fallen, ist der Kaffee „klar“, d. i. zum Trinken geeignet. Versüsst mit etwas gelbem krystalinischen, in Natal selbst producirtem Zucker und begleitet von schmackhaften „Biscoten“, welche von der Hausfrau

eigens für den Zweck einer längeren Reise bereitet worden sind, lernt man diesen Kaffee ohne Milch bald schätzen. Wie in Australien der Thee, so ist in Süd-Afrika der Kaffee zum Hauptgetränke geworden. Zur zweiten Tasse ein Pfeifchen Tabak geraucht ist durchaus nicht zu verachten.

Nun wird, wenn Eile nicht besonders Noth thut, der Dienerschaft noch einige Zeit gegönnt, um ihr indessen bereitetes Frühstück aus Mais oder Hirse, in Wasser abgekocht, oder aus Mehlkleister zu verzehren, sich an dem Reste des Kaffeewassers zu laben, wobei ihnen der Deckel des Kaffeekessels als Tasse dienen muss, die gebrauchten Geschirre zu reinigen und an ihrem bestimmten Orte im Wagen zu bergen. Dann ertönt auch der Befehl zum Wiedereinspannen. Noch mit einem Theile des Frühstückes im Zipfel des Umschlagetuches oder -Felles begiebt sich der Vorläufer an die Stelle, wo die Zugthiere weiden, treibt mittelst Stockes oder Samboks die zu jedem Wagen gehörigen Ochsen aus der ganzen Gruppe heraus und bringt sie an ihren Wagen, wo sie bereits der Treiber mit den langen Fangriemen erwartet. Jedes Thier erhält eine Riemen-schlaufe um die Hörner und dann werden sie in die paarweise Ordnung gestellt, wie man sie ins gemeinsame Joch spannen und ziehen lassen will. Die besten, lenksamsten und willigsten sind die „Voroachsen“, die stärksten die „Achterachsen“ an der Deichsel. Ähnlich wird mit den anderen Wagen verfahren und wenn Alles bereit ist, der „Baas“ seinen Sitz auf dem vordersten Wagen bestiegen hat, geht es wieder weiter.

*Natal im Gegensatz zum Oranjestrom-Freistaat.* — Wer eine Gegend, mag sie auch noch so wenig landschaftlichen Reiz bieten, zum ersten Male in der angegebenen Weise bereist, empfindet wenig Langeweile, besonders wenn sein Begleiter es versteht, durch Leutseligkeit, Gesprächigkeit bei einiger Bildung die Unterhaltung im Fluss zu erhalten, oder durch seine Bekanntschaft mit dem zu bereisenden Lande auch auf ernstere Themata zu sprechen kommt. Natal bietet allerdings von seiner Küste bis zum Oranjestrom-Freistaat sehr viel Stoff zur Besprechung, so dass Einem die 6 bis 8 Tage, die bis zur Passhöhe von 5200 Fuss erforderlich sind, rasch verschwinden. Der immer mehr ansteigende Boden, vielfach tief durchfurcht von den Küstenflüssen; die auf jeder neuen Höhe sich darbietende ausgedehntere Fernsicht dem Meere zu; der Anblick der steil abfallenden Mauer der Drakensgebirgskette mit ihren zerrissenen dunkeln Klüften landeinwärts; der grosse Wasserfall des Umgeni-Flusses, den man, falls man es nicht vorzieht, die  $\frac{1}{2}$  Stunde oberhalb errichtete Brücke zu benutzen, nur wenige Fuss von dem nahezu 300 Fuss betragenden senkrechten Absturz zu passiren hat; der breite, wenn etwas angeschwollen, auch tückische Tukela; Gehölze oder auch dichte Wald-

partien der Klüfte aus verschiedenen nutzbaren baumartigen Akazien, welche oft grosse Strecken überziehen, aber so licht stehen, als seien sie wie unsere Obstbäume gepflanzt worden; selbst die kahlen, baum- und buschlosen Weiden bieten eben ihrer hügeligen Beschaffenheit wegen immer noch Vieles von Interesse; Gruppen von reinlichen Häusern, umgeben von künstlichen Anpflanzungen einheimischer und fremdländischer Gewächse, worunter die hochstrebenden Eucalypten aus Australien eine Hauptrolle spielen; die Gesteine, welche sich in ihrer horizontalen Lagerung von den metamorphischen Schichten auf halbem Wege zwischen der See und Maritzburg bis zur mächtigen Basaltdecke über dem dick geschichteten Kohlendandsteine der Kathlamba-Kette verfolgen lassen; die kolossalen Trümmerhaufen am Fusse der Berge, welche die Bestandtheile der erwähnten Bergkette deutlich erkennen lassen und in Folge heftiger Regengüsse häufig ihre Lage ändern und weiter der Tiefe zurollen, — alle diese Dinge geben der Kolonie Natal ihre besonderen Reize.

Hat man aber einmal die Passhöhe und bald darauf das erste freistaatliche Dörfchen Harrismith erreicht, so fühlt man sich geneigt, das Land vor sich eine Einöde zu nennen. Wohl hebt sich die durchbrochene Kette der Witten (Weissen) Berge über dem südlichen Horizonte ab, wohl können noch einige eigenthümlich tafelförmige oder spitze Kuppen im Osten, Nordosten und Norden als weithin sichtbare Landmarken dienen, im Allgemeinen aber hat man nur eine flach wellenförmige Ebene vor sich, allen Baumwuchses bar; in endlose Ferne schweift der Blick, ohne irgend welches Objekt, bei dem er gern einige Ruhe gewinnen möchte, zu entdecken. Der Naturfreund und Jäger jedoch finden bald, dass ihnen Genüsse bevorstehen, welche nirgendwo in ähnlicher Weise sich darbieten. Die ungeheuren Schaaren verschiedener Antilopen, die entweder in grösserer Entfernung grasen oder spielen, oder in nächster Nähe in eiligster Flucht, ventre à terre, gegen den Wind rennen, in gewaltigen Sätzen den befahrenen Weg überspringen, das flache Thälchen durchschneiden und die niedrige Anhöhe, mit einem Kavallerie-Angriff zu vergleichen, zu gewinnen suchen, das ist allerdings ein herrlicher Anblick, welcher nur dem südlichen Afrika in solchem Maassstabe eigenthümlich ist und Jeden staunen macht. Damit muss sich freilich der zum Vergnügen Reisende zufrieden geben, der Sportsman aber wird sich zu Pferde setzen und mitten unter den Flüchtigen dahin fliegen, eine wilde, verwegene Jagd, verwegen, weil die massenhaften halbkugeligen, fast im Grase verborgenen Termitenhügel oder die von Ameisenscharrern gegrabenen Höhlungen die grösste Vorsicht erheischen. Der Naturfreund wird sich nicht gern weit von seinem Wagen entfernen, denn nur selten bietet ihm eine

schroffere Halde oder sonst ein eigenthümliches Objekt Veranlassung zu genauerer Untersuchung, und noch weniger dürfte er es lieben, die Prüfung seines Ortssinnes nach einmaligem misslungenen Bestreben, den Stand seines Wagens aufzufinden, mehrmals zu bestehen, denn die Schwierigkeit, sich in den einander äusserst ähnlichen Erhebungen und Bachbetten zu orientiren und zurecht zu finden, ist keine unbedeutende und eine in diesen Einöden unter freiem Himmel zugebrachte Nacht, ohne Schutz gegen Kälte, Wind und Regen, wird als heilsame Lehre dienen.

*Schwierigkeiten des Transportes, Überschreiten des Vaal-Flusses.* — Dem Eigenthümer der Wagen drohen aber trotz der Flächen Gefahren für seine Habe, besonders in nassen Jahrgängen. Die sehr häufigen Quellen verbreitern sich zu sumpftartigen Stellen, einzelne kleinere Bäche haben ein tiefes steilbankiges Rinnsal, beim geringen Abfluss des Wassers mit schwarzem Schlamm erfüllt, und selbst auf den Rücken der flachen Ränder trifft sich nicht selten sogenannter „falscher Boden“, worin die Zugthiere bis zum Bauche, die Wagen bis zur Nabe der Räder und noch tiefer einsinken. Mit Bangigkeit passirt er solche Stellen und stösst Dankesseufzer aus, wenn er der Gefahr des „Festfallens“ glücklich entronnen ist. Wie oft kommt es aber vor, dass die Zugthiere unfähig sind, den schwer beladenen Wagen durch den Sumpf hindurch wieder aufs Trockene zu ziehen! Es geschah diess bei dieser ersten Reise landeinwärts mehrmals; die Versuche, alle drei Gespanne an einem Wagen zugleich ziehen zu lassen, schlugen fehl und nicht eher war aus dem schwarzen halbtrockenen Schlamm herauszukommen, als bis ein grosser Theil der Belastung abgeladen und übertragen worden war. Die grösste Gefahr erwächst jedoch, wenn ein durch heftige Regen angeschwollener Fluss, wie z. B. der Vaal-Fluss, passirt werden muss. An Brücken über grössere Flüsse ist in jenen Ländern noch lange nicht zu denken, da selbst kleinere, aber tiefe Bäche selten für den Fussgänger überbrückt werden. Mit welcher Aufmerksamkeit überwacht man den Stand des Wassers bei der Ankunft am Ufer, ob er höher oder niedriger werde! Wie ängstlich befragt man die Wolkenmassen, welche in jener Gegend sich zeigen, woher der Fluss kommt! Man weiss, dass man oft ganze Wochen lang in grösster Unthätigkeit vor dem Flusse zu liegen hat. Mit welcher Zaghaftigkeit macht man sich endlich daran, das Wagniss zu unternehmen! Alle zum Zug nothwendigen Utensilien werden auf ihre Haltbarkeit geprüft, die oftmals in Krümmung verlaufende Furth untersucht, mit grösster Sorgfalt endlich eingespant. Zögernd bewegen sich die Zugthiere, vom Vorläufer am langen Leitriemen geführt, auf das Wort „treck“ (zieht!) des „Baas“, nur ungern gehen sie über die kleine, aber doch steile Uferbank hinab ins Wasser und mit ge-

waltigem Ruck folgt sodann der Wagen, so dass die hinteren Thiere zwischen die vorderen gestossen werden; nur langsam schreiten die Ochsen auf dem losen Gerölle des Bettes aus, dann und wann der eine stolpernd, ausgleitend oder fallend; eben so langsam und stossweis folgt der schwerfällige Wagen, bald ein Vorderrad in der Höhe mit dem entgegengesetzten Hinterrad ebenfalls erhoben und umgekehrt; der Fahrende wird bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts geworfen und bedarf aller Vorsicht, um nicht ein unfreiwilliges Bad mit den Kleidern am Leibe nehmen zu müssen. Die 200 Schritt der Flussbreite scheinen zum Doppelten angewachsen, noch ist das Wasser so tief, dass es über die Bodenplanke im Inneren des Wagens dringt und einen Theil der Ladung durchnässt; durch unaufhörliches Peitschen und Schreien wird zu grösserer Eile angetrieben, bis endlich der Auffahrtspunkt am jenseitigen Ufer erreicht ist und man auf trockener Stelle wieder Halt macht, um von der ungewöhnlichen Anstrengung auszuruhen und die übrigen Wagen ebenfalls durchzubringen.

Nicht immer läuft es jedoch so glücklich ab, es darf nur der Vorläufer die Richtung der Furth etwas verfehlen und in tieferes reissendes Wasser gerathen, in der Sorge für seine eigene Rettung lässt er den Leitriemen los, die Thiere sind sich selbst überlassen, fühlen ebenfalls die grössere Tiefe, kehren um und kommen auf die übrigen in einer Weise zurück, als ob sie nicht an einer gemeinschaftlichen Zugleine befestigt wären, sie bringen Unordnung ins Ganze, so dass man wohl das Äusserste, nämlich das Umfallen des Wagens, befürchten darf, besonders wenn der Treiber selbst wasserscheu ist und es nicht vermag, die Ordnung wieder herzustellen. Hülfe von der nächsten Farm ist nicht zu erwarten, man ist total sich selbst überlassen und muss sich mit dem Troste zufrieden geben, dass nicht Alles verloren ist. Im Winter jener Gegenden, d. i. in der trockenen Jahreszeit, wo die Flüsse niedrig und ihr Wasser ziemlich hell ist, bieten solche Übergänge nur selten Schwierigkeiten dar.

*Die Transvaal-Republik; ein Farmhaus.* — Mit dem Vaal-Fluss war die Grenze erreicht zwischen den beiden Schwesterrepubliken des Orange-Flusses und Transvaal oder, wie der Name der letzteren von dem Gesetzgebenden Körper bestimmt worden ist, der Süd-Afrikanischen Republik, in welcher letzterer ich vorerst für längere Zeit meinen Aufenthalt zu nehmen bestimmt wurde. Im Charakter des Landes zeigten sich zunächst nur geringe Unterschiede von den bisher bereisten Gegenden; etwas hügeliger allerdings muss man diesen südlichen Theil der Transvaal-Republik nennen, aber gleich arm ist er an baumartiger Vegetation und gleich schwierig zur Orientirung.

Einige Stunden nach Verlassen des Vaal-Flusses wurde

Halt bei einer Farm gemacht, um den Thieren wieder etwas Ruhe und Futter zu gönnen. Während dieser Pause und bis der Kaffee bereitet sei, sollte der Eigenthümerin der Farm ein Besuch abgestattet werden. Das Äussere der Farm war gerade nicht sehr einladend, es war ein Wohnhaus aus dicken Lehmwänden mit einem Grasdach, wo ein geborstener, stark rauchender Schornstein sich zeigte. Die heftigen Regengüsse der letzten nassen Jahreszeit hatten an ihm untrügliche Zeichen rascher Zerstörung hinterlassen; eine niedrige Thür, in der Mitte horizontal abgetheilt, und ein einziges kleines Fensterchen, mit einem Laden verschlossen, erlaubten dem starken Rauche den Ausgang.

Bei Annäherung an die Thür liess sich aus dem Inneren ein Hundegebell vernehmen und eine heisere weibliche Stimme versuchte vergeblich, den aufmerksamen Wächter in seinem unfreundlichen Grusse zum Einhalt zu bewegen. Durch Öffnen des oberen Theiles der Thür war dem Qualm Gelegenheit geboten, das Freie zu gewinnen, und er that diess mit solcher Eile, dass das Geruchsorgan plötzlich damit angefüllt und so sehr beleidigt wurde, dass es mich alle Überwindung kostete, denn doch den Versuch zu wagen, in die Höhle einzudringen. Es gelang mir, mich in dem Dunkel aufzuhalten und zu athmen, es dauerte aber noch geraume Zeit, bevor das Auge sich akkomodirt hatte; nur schwierig konnte eine der Thür gegenüber an der Wand befindliche hölzerne Bank entdeckt werden, um sich darauf niederzusetzen; der brummende Hund, ein feister Spitz, und zwei Katzen gaben durch die Richtung, in welcher sie die Flucht ausführten, zu erkennen, wo man das Wesen zu suchen hatte, von dem die menschliche Stimme ausgegangen sein musste. Nach und nach, wie eben der lästige und hinderliche Qualm durch die offen gelassene Thür entschwand und von dem Weibe in gütiger Herablassung gegen den Besucher dem Lichte noch ein weiterer Eingang durch Öffnung des Fensterladens gestattet worden war, gestaltete sich das bisher in Nebel gehüllte Wesen zu einem Bilde der hässlichsten Hexe, die ohne Weiteres in Macbeth hätte auftreten können.

Ich war über die Maassen froh, dass sie sich nicht zum Grusse von ihrem Lehnstuhle erhob, sondern in der Vollendung ihrer eben begonnenen Toilette fortfuhr. Mit Speichel anstatt Pomade oder Haaröl benetzte sie die ohnediess schon an einander klebenden melirten Haare und suchte dieselben, wiewohl vergeblich, mittelst eines Kammes, der ein ziemlich getreues Bild ihrer lückenhaften Kiefer darstellte, aus einander zu bringen. Dank dem Halbdunkel, dass ich sie nicht bei voller Beleuchtung erblicken konnte! Dank dem Tabaksrauch, den ich durch die Nase blasen konnte, um den furchtbaren Geruch dieser Stube weniger deutlich

zu empfinden! Dank der nicht sehr lebhaft geführten Conversation, immer und immer wieder gestört durch das Schnurren der Katzen und das Brummen des Hundes, Dank aber vor Allem dem Wagentreiber, der in kurzer Zeit den Kaffee hergestellt hatte und mir die Nachricht davon überbrachte! Die von meinem freundlichen Wirth erhaltene Versicherung, dass es nicht überall in den Farmhäusern in der eben beschriebenen Weise bestellt sei, gewährte mir für die Zukunft erquicklichen Trost.

*Die Wasserscheide, das Ende der Flächen, Anbau, Einker bei einem Boer.* — Wenige Tage darauf kamen wir über einige Hügelränder hinweg und zwischen kleineren Kuppen hindurch, welche theilweis schon mit Akazien-Gehölzen und anderen strauchartigen Gewächsen an ihren Abhängen das Auge erfreuten, auf die Wasserscheide zwischen dem Vaal- und Krokodil-Flusse, resp. zwischen dem Süd-Atlantischen und Indischen Ocean. Der nördliche Abfall dieser Hochfläche ist gebildet durch mehrere parallele Ränder aus Gesteinen, welche silurischen und metamorphischen Schiefern beizuzählen sind und bei ostwestlichem Streichen bedeutend gegen Norden einfallen; die höheren Theile führen den Namen „Witte Water-Rand“ von den gebleichten Kalksteinen, welche sich längs der starken Quellen und Bäche vorfinden. Die Partien um die Quellflüsse des Limpopo werden übrigens zu den Makhali-Bergen gerechnet, obwohl man eigentlich unter diesen eine lange Kette aus Quarzit versteht, die mit fast senkrechten südlichen Felswänden und dem nun mit einem Male auftretenden starken Baumwuchs zu den bisher durchreisten einförmigen Flächen eine längst ersehnte Grenze bildet; der schnelle Contrast entschädigt völlig für die Langweiligkeit der letzten Tage, wo nicht einmal mehr durch Wild eine kleine Abwechslung hervorgebracht worden war. Leicht auszuleitende Bäche und höchst fruchtbarer Boden ermunterten zur Anlage zahlloser Farmen; am Wege stehen die netten, oft geräumigen Wohnhäuser mit einem Garten daneben, zu dessen lebendiger Umzäunung die Türkische Feige (*Opuntia*) oder Granatäpfel oder Quittensträucher gewählt worden sind und worin Pfirsiche, Aprikosen, seltener Äpfel und Birnen, Feigen, Weinstöcke, verschiedene Gemüse, Kartoffeln, Bataten, Tabak, Kürbisse und Melonen gezogen werden. Wo nicht bereits grössere einheimische Bäume vorgefunden wurden, um eine schattige Umgebung herzustellen, sind Maulbeeren und Siringen (*Melia Azedarach*) und für besseren Anblick aus der Ferne Australische Eucalypten verwendet worden, während verschiedene Aurantiaceen gewöhnlich vor dem Hause gepflanzt sind. Leider zeigt Alles wenig Verständniss in der Behandlung oder aber Vernachlässigung. Unmittelbar am lustig rauschenden Bächlein entlang ist der geeignetste Boden für Cerealien, wie Weizen, Mais u. dgl.; hinter dem Hause oder

seitwärts davon befindet sich je nach Bedarf der mit einer Steinmauer oder dornigen Sträuchern eingefasste Platz für den Viehbestand. Das Pferd grasst entweder frei am nahen Hügel oder ist mittelst eines Riemens, der ihm um Hals und Knie befestigt ist, am Entlaufen gehindert. Ein oder mehrere Hunde der verschiedensten Mischung begrüßen bellend den fremden Ankömmling und der „Baas“, der Hausherr, erscheint gewöhnlich, durch den entstandenen Lärm herbeigelockt, auf der Schwelle der halb geöffneten Thür, auf die übliche Begrüssung wartend. Die Kinder, an denen man meist keine Verschwendung von Seife oder häufigen Gebrauch von Wasser gewahren kann, betrachten den Herankommenden neugierig, aber doch schüchtern im Schutze ihres Vaters, während die Hausfrau gern von ihrem Platz hinter dem kleinen Fenster ihre Beobachtungen anstellt und für den Fall, dass der Fremde ordentlich gekleidet ist und Anstalten trifft, einen kleinen Aufenthalt zu nehmen, bereits an die schwarzen Dienstboten den Befehl erteilt, den Kaffeekessel an das Feuer zu rücken.

Nach gegebener Erlaubniss, ausspannen zu dürfen, wobei der Hausherr nicht selten selbst Hand anlegt, und nach der Bezeichnung der Gegend, wo die ausgespannten Thiere grasen und später zur Tränke geführt werden sollen, folgt die Einladung zum Betreten des Hauses; gewöhnlich wird jene hölzerne Bank zum Sitzen angewiesen, welche der Thür und den Fenstern gegenüber steht, einmal, damit der Fremde selbst besser beleuchtet werde, dann aber auch, damit das eindringende blendende Licht ihm lästig in die Augen falle. Jetzt werden die stabilen Fragen gestellt: Wer? Woher? Wohin? Man erkundigt sich nach der Qualität der Fracht und deren Preisen, nach Verwandten, Viehstand, Ernteberichten u. dgl. mehr. Diese Art der Unterhaltung ist überall dieselbe und vertritt gewissermaassen die Zeitung, von welcher für uns unentbehrlichen Einrichtung der Holländische Boer noch wenig wissen will oder wegen Mangels an nöthiger Bildung Nichts wissen kann.

Bald mangelt es an weiterem Stoffe, der Fremde macht sich zur Weiterfahrt bereit. Ein wiederholter Peitschenknall ist das Zeichen für den Wächter, die Zugthiere zunächst zum Wasser und dann zum Wagen zu bringen; auch beim Einspannen ist der Baas meist behülflich und wenn Alles bereit ist, wird von allen Mitgliedern der gastfreundlichen Familie einzeln Abschied genommen. Tag, Ohm! Tag, Tante! Tag, Nefte! Tag, Nichte! Tag, Junge! tönt es beziehungsweise aus jedem Munde, Alle sind verwandt; der Fremde besteigt den gewöhnlichen Sitz auf der Vorderkiste seines Wagens und commandirt sein „treck.“

Wir befanden uns von der Farm aus, von der ich die vorstehende Schilderung gegeben, nur noch etwa 5 Stunden von Rustenburg, dem Heimathsdörfchen meines Gönners,

entfernt; bereits war es Nachmittag und daher wurden die Zugthiere zu rascherem Laufe ermuntert, um die eigene Wohnung wo möglich mit Sonnenuntergang zu erreichen.

*Die Gegend um Rustenburg, ihre natürlichen Vorzüge; günstige Aussichten; Beginn der Laufbahn als Forschungs-Reisender.* — In einem recht anmuthigen Thälchen entlang, auf breiter, zwar stellenweis sehr holperiger, oftmals wegen bedeutender Abschüssigkeit zum nahen tiefen Bachbette selbst gefährlicher Strasse, zwischen ziemlich reichlicher und mannigfaltiger Baum- und Buschvegetation hindurch, gelangt man bald zum Hex-Flüsschen, das aus engem Thale von Süden herkommt und den gewaltigen Felswall der Makhalis-Berge, an dieser Stelle aus dichtem, sehr zerklüfteten Quarzit bestehend, in enger Schlucht durchfließt; der Sattel, welcher sich zwischen einem Hügel und der sich nach West fortsetzenden Kette befindet, bot die einzige Gelegenheit, einen fahrbaren, wenn auch wegen seiner Steilheit sehr schwierigen Weg mit geringen Mitteln herzustellen. Dieser Sattel führt den Namen Olifants Neck, weil zu einer Zeit, als hier noch Elephanten hausten, diese ihren Wechsel hier hatten. Auf der Höhe desselben angekommen eröffnet sich dem Blicke eine herrliche Aussicht, das Auge schweift in weite Ferne über eine Fläche hin, durch welche sich das Hex-Flüsschen in einigen starken Krümmungen windet, bis es endlich zwischen der dunkelfarbigen, deshalb Schwarzkuppen genannten und den Horizont begrenzenden Bergreihe verschwindet. Weiss getünchte Häuser mit dem noch frischen Grün ihrer Gärten und Baumpflanzungen heben sich anmuthig ab von dem bereits vergilbenden Grase der un bebauten Fläche, hohe Berge von gefälliger Form in blauem Dufte schliessen den Horizont auch im Norden und Nordwesten ab, das Ganze aber ist ein Bild, das Jeden für die Gegend einnehmen muss, und wenn auch Manches, wie freundliche Dörfer mit stattlichen Thürmen, mangelt, man weiss ja, dass das Land erst vor wenigen Jahren der Kultur erschlossen ist, und darf zuversichtlich hoffen, dass die Bevölkerung wachsen und es nicht unterlassen wird, nach und nach das Land zu dem zu machen, wozu es reichliche Anlagen hat, nämlich der hervorragendste Staat Süd-Afrika's zu werden. Von diesem Bergsattel an führt die Strasse in wirklich schönem Buschwalde dahin, bald an der Prachtfarm des Transvaal'schen Kriegsministers und Feldherrn, hier zu Lande Commandant-General genannt, vorüber, weiterhin über theilweis sumpfiges, baumloses Steppenland, bis man endlich um einen niedrigen Hügel umbiegend aus dem Buschwald heraustritt und das Dörfchen Rustenburg unmittelbar vor sich erblickt. Kurze Zeit darauf war die Familie beisammen, meine Wenigkeit vorgestellt, ein delikates Abendessen eingenommen und mein Zimmerchen mir angewiesen, in welches ich mich bald

zurückzog, um über die merkwürdige Fügung nachzudenken, welche mich nach zweijähriger unerhörter Anstrengung meinem seit früher Jugend gehegten Wunsche so nahe gebracht hatte. Nun, durfte ich zu mir selbst sagen, hast du die Vorbereitungs-klasse zum Reisen absolvirt und trittst in die eigentliche Reiseschule, du bist Primaner geworden. Nun konnte ich den Körper auf die Probe stellen, ob er Klima und allerlei Strapazen zu ertragen vermöge und ob die Übungen, denen ich mich in der Heimath unterzogen hatte, Etwas gefruchtet haben. Es war der 22. Juni 1865.

Die nasse Jahreszeit, für jene Gegenden der Sommer, nahte ihrem Ende; schwächere Gewitter, begleitet von leichteren Regenschauern, werden seltener, die Luft klärt sich allmählich von Wolken, der trockene Nordostwind bekommt immer mehr die Oberhand, die Nächte werden bereits kühl, manchmal frostig, der Winter hält seinen Einzug. Das ist die günstigste Zeit zum Reisen. Noch haben alle Bäche laufendes Wasser, jede Quelle ist noch lebendig, wilde Baumfrüchte sind reif und an Nahrungsmitteln unter der weissen wie unter der schwarzen Bevölkerung ist kein Mangel. Jetzt ist auch die Zeit, wo das Wild im besten Stande sich be-

findet, daher für den Jäger, der seine Ernte eingeheimst hat, am einladendsten zur Jagd. Diese Umstände waren für mich äusserst günstig, insofern die Touren ausgedehntere werden konnten, ferner weil ich auf die Gastfreundschaft der Bewohner rechnen und einige Jagdzüge mitzumachen hoffen durfte, bei meiner Mittellosigkeit also dennoch Einiges zu leisten vermochte. Es war zunächst meine Sorge, in dieser Weise möglichst viel Material zu sammeln und durch die in die Heimath zu sendenden Resultate meine Befähigung zum Reisen darzuthun, um sodann auch hoffen zu dürfen, mit einiger pekuniärer Unterstützung mich freier bewegen zu können. Durch eigene Kraft mir im Lande selbst eine solche zu verschaffen, das musste ich bald einsehen, war ein Ding der Unmöglichkeit oder wenigstens mit enormem Zeitverluste verbunden. Hätte ich meine fast zehnjährige Vorbereitung ignoriren und mir mit grösster Anstrengung das kärgliche tägliche Brod erwerben sollen? Hatte ich doch schon einige Monate früher einen vergeblichen Versuch in dieser Hinsicht gewagt! Nein, das durfte ich nicht! Die Verhältnisse hatten sich ja gegen mein Erwarten so günstig gestaltet, dass ich alle Aussicht auf das Gelingen meiner Pläne haben durfte.

## II. Mein erstes Jahr in der Transvaal-Republik.

Die ersten Wochen galten vorerst den nächsten Umgebungen des Dörfchens Rustenburg; seine reizende Lage war zugleich eine vortheilhafte für Ausflüge auf zwei bis drei Tage. Diese einzeln zu schildern, will ich jedoch unterlassen und lieber versuchen, ein Gesamtbild der Gegend zu geben.

*Die Makhalis-Berge, Bodenbildung, Vegetation und Thierwelt.* — Ich habe bereits der Makhalis-Bergkette Erwähnung gethan; ihren Namen hat sie von den Boers erhalten nach einem Häuptling Makhali (schwarzes Rhinoceros), der zur Zeit der Eroberung des Landes daselbst wohnte. In langgedehnter  $\omega$ -Form umschliesst sie mit ihrem westlichen Bogen das Dörfchen Rustenburg, mit ihrem östlichen den Hauptort der Republik, Pretoria; die grösste Erhebung zeigt sie zu beiden Seiten des Hex-Flüsschens. Steil, wie der südliche Abfall ist, besteht keine Vermittelung durch Vorberge vom Thal bis zum Grat, nur Halden aus Felstrümmern haben sich gebildet, ein dünner Rasen vermag kaum die losen Felsstücke aufzuhalten, die wenigen Schluchten auf der südlichen Seite bergen nur wenig Wasser, der dichte kräftige Baumwuchs bewahrt vor gänzlicher Verdunstung. Petrographisch genommen besteht der ganze Bergzug aus weissem Quarzit, der zwischen dichter und grobkörniger Textur wechselt, mehr gegen Osten ist er kaum von feinkörnigem

Sandstein zu unterscheiden; mit Ausnahme jener Stellen, wo er ein dichtes Gestein bildet, enthält er weisslichen oder gelblichen Glimmer. Das Hauptstreichen ist von Ost nach West, das bedeutende Fallen nach Norden. An Petrefakten ist wohl nicht zu denken, wenigstens habe ich bei meinen zahllosen Wanderungen kein einziges entdeckt, wohl aber finden sich einige Erzadern vor, so südlich in einem niedrigen Hügel Kupferkies, von dessen Abbau durch Eingeborene früherer Zeiten noch zwei verfallene Gruben Zeugnisse geben. Parallel mit und nördlich von der Kette, in etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde Entfernung, zieht sich ein mächtiges Lager von Magneteisenerz von Pretoria bis in die Nähe Rustenburg's hin. In der Vegetation zeigen sich bedeutende Unterschiede; während nämlich südlich die Akazien-Arten vorherrschen, treten sie im Norden zurück und zeigen sich vorwaltend nur noch an den Ufern der Gewässer; das Buchenholz (*Faurea*), der Zuckerbusch (*Protea*) mit einigen *Combretaceen*, ferner *Morula* (*Sclerocarya*) und *Rhus*-Arten treten zum ersten Mal im offenen Buschfeld auf, während in den Schluchten eine *Capparis* mit ihrem glänzenden dunkelgrünen Laube sich angesiedelt hat und mit ihrem Schatten den baumartigen Farnen Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen gewährt. In den Klüften und Spalten des sonst unfruchtbaren Gesteins wuchern baumartige Aloën, eine Graslilie (*Phormium*),

mehrere Arten baumartiger Euphorbien, Stapelia und Ficoideen, seltener Erythraea (Korallenbaum). Noch hausen in ihren Verstecken der Leopard und einige Wildkatzen und brechen während der Nacht hervor, die Farmer zu beunruhigen. Zahlreiche Banden von Hunds-Pavianen suchen ihre Nahrung, nämlich Kerfthiere unter Steinen, sodann Zwiebelwurzeln, führen aber auch gern kleine Raubzüge in die Felder aus. Mehrere Arten von Giftschlangen liefern kein zu verachtendes Contingent zur Bergbevölkerung. Die vielen Bäche, die auf dem nördlichen Abhange entspringen, ermöglichten Farm-Anlagen in nicht geringer Zahl. Fliessende Gewässer sind in jener Zone mit nur zwei Jahreszeiten unumgänglich nothwendig zur Kultur von Winterfrüchten und wo die Bäche allenfalls zu schwach werden, um einen Bewässerungskanal mit abzweigenden Furchen herzustellen, wurden Dämme angelegt, um die geringe Quantität Wasser nicht nutzlos abfliessen zu lassen. Wer über ein stärkeres Wasser mit raschem Gefäll verfügen kann, richtet sich eine einfache Mühle ein, um sein eigenes Korn zu mahlen, grössere Mühlen bestehen noch wenige. Ein guter Anfang ist bereits gemacht worden zur Kultur des Kaffee's und Zuckerrohrs.

*Die Bergkuppen im Osten der Rustenburger Ebene.* — Scheinbar mit der Makhalis-Bergkette zusammenhängend zieht sich eine Reihe dunkler Kuppen als östliche Begrenzung der Rustenburger Ebene von Südosten nach Nordwesten, in einzelnen Spitzen bis zu 600 Fuss ansteigend. Nur spärlich bewachsen erheben sich ihre Spitzen ohne Vermittelung plötzlich über der Fläche. Das Gestein, aus dem sie bestehen, dürfte Syenit sein mit fleischrothem Feldspath und dunkelgrüner, fast schwarzer Hornblende. An einer Stelle, einem kaum bemerkbaren Rändchen nahe dem Durchfluss des Hex-Flüsschens, zeigt sich eine porphyrtartige Abänderung: eine ziemlich gleichmässig körnige Grundmasse weist auf frischem Bruche zollgrosse, in gewissem Lichte glasartig glänzende oblonge Krystallflächen, ohne dass die Krystalle selbst sich auslösen liessen; man erschaut die Grundmasse gleichsam wie durch ein dünnes glasiges Häutchen. Wie häufig der Granit so hat auch dieses Gestein eine bankförmige Absonderung, mächtige Felsblöcke ruhen auf einander, drohen, beim ersten Anlass in die Tiefe zu stürzen. Gegen das nordwestliche Ende wird die porphyritische Struktur immer deutlicher, auch finden sich kleinere Hügel von Grünstein (Diorit) dazwischen mit weissem Feldspath und lauchgrüner Hornblende, welcher in kleinere, mehr gerundete Brocken verwittert und aufgestapelten Gesteins-hügeln gleicht. In ihrer nächsten Umgebung auf der Fläche liegen Unmassen von Stücken magnetischen Eisenerzes, welche ungemein stark auf die Magnetnadel wirken. Diese Kuppenreihe ist äusserst wasserarm, denn die wenigen Quellen, die

am Fusse entspringen, sickern bald unter die dicke Ackerkrume. Der Pflanzenwuchs ist ein spärlicher und besteht vorwiegend aus Euphorbien, Ficoideen an den Felsen am Fusse der Kuppen, aus niedrigen Akazien im dunkelgrauen lehmigen Boden, aus mehreren Combretaceen in eisenhaltiger rothbrauner Erde. Der Klippschliefer (Hierax) und Klipp-springer (*Oreotragus saltatrix*) sind die hauptsächlichste, jetzt mit Ausrottung bedrohte Bevölkerung. Nur der gewundene Lauf des Hex-Flüsschens erlaubte die Anlage von Farmen, bis auf ein kleines elendes Kafferdörfchen, auf einer geräumigen Felsplatte erbaut, trifft man zwischen den Schwarzkuppen auf keine menschliche Behausung. Von der Anwesenheit dieses Dörfchens wurde ich auf eigenthümliche Art in Kenntniss gesetzt.

*Begegnung mit Eingeborenen.* — Eine der höchsten, rein konisch aussehende Kuppe hatte ich mir zum Ziele eines Ausfluges ausersehen; ohne mich an eine Fahrstrasse oder einen Fussweg zu halten, verfolgte ich die Richtung dahin in möglichst gerader Linie, erstieg endlich rasch den Gipfel des glatten abschüssigen Gesteins halber mit ausgezogenen Schuhen. Auf der Spitze angelangt, verzeichnete ich mir die Umgegend. Da erschien plötzlich, wenige Fuss unter dem grossen Felsblock, auf dem ich die schönste Rundschau genoss, ein von Schweiß triefender Schwarzer, bewaffnet mit zwei Speeren und einem Beil; er betrachtete mich neugierig lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen. Ich liess ihn völlig unbeachtet. Als er bemerkte hatte, dass noch zwei weitere Leute mit ähnlicher Bewaffnung und von zwei Hunden begleitet den Gipfel nahezu erreicht hatten, stieg er vollends zu mir herauf. Selbst noch „grün“, wie man zu sagen pflegt, wenn man mit den Verhältnissen daselbst nicht näher bekannt ist, konnte ich nicht anders denken, als dass es die Drei auf einen Angriff auf mich abgesehen hätten, und ich machte mich daher bereit, mich in Vertheidigungszustand zu setzen. Ein kleiner Hammer, wie ihn die Schieferdecker gebrauchen, war meine ganze Bewaffnung und ich fasste diese Waffe energisch am Stiele, als mich der Erstgekommene mit finsterner Miene einen Schelm und schlechten Kerl (er sprach Holländisch) nannte. Meine Frage, warum er mich auf diese Weise anrede, beantwortete er mit denselben Schimpfworten, sein Recht hierzu begründend durch die Thatsache, dass ich nicht wie die anderen Menschen (ein Kaffer oder eingeborener Farbiger ist nach Ansicht der Boers kein „Mensch“) auf dem Wege gehe, sondern „so maar dunr die Veld“ (querfeldein); er drohte mir sogar, dass er mich zum Veldcornet (Bezirksrichter) bringen werde. Ich erklärte mich sogleich bereit, ihm zu folgen, wenn ich mit meiner Arbeit hier oben fertig wäre. Er stutzte darob und wartete ganz geduldig, bis ich endlich wieder hinabstieg. Er schlug einen Fusspfad ein, der in

das Dörfchen führte. Hier wünschte ich etwas zu ruhen und einiges Bier gegen Tabak einzutauschen, was ohne Widerrede gewährt wurde. Der auf mir lastende Verdacht als eines für die öffentliche Sicherheit gefährlichen Menschen schwand nach und nach und als ich endlich dem kleinen Häuptling Furcht machte, dass ich ihn beim Commandant-General verklagen würde, fing er an, sich zu entschuldigen. Das Abenteuer, das anfänglich ernst zu werden drohte, endete in Heiterkeit; er gab mir das Geleite bis zum Hauptweg, auf dem ich nicht weiter irren konnte, trotzdem die Dunkelheit hereinbrach. Beim Abschiede gestand er mir noch, dass er unter einigen Felsen der von mir besuchten Kuppe Pulver, Blei und Gewehre versteckt hätte und der Meinung gewesen wäre, ich wollte diese Gegenstände stehlen.

*Irrfahrten in den Pilaans-Bergen.* — Die dritte Berggruppe der Umgebung der Rustenburger Fläche ist die der Pilaans-Berge, nach dem früheren Häuptling Pilaan genannt, die darin wohnte. Sie schliessen die Ebene nach Norden ab; obwohl ihre Entfernung von Rustenburg bei klarer Luft nur eine geringe zu sein scheint, so erforderte es doch nahezu 9 Stunden, um den nächstliegenden Theil, einen konischen oder glockenförmigen Berggipfel, in gerader Linie zu erreichen. Ein enges Thälchen mit periodischem Bachbett, worin in einzelnen Löchern ein schmutziges übelriechendes Wasser von allerlei Larven belebt war, leitete mich ins Innere der ziemlich ausgedehnten Berggruppe. Der Quarzporphyr mit seiner violettbraunen Grundmasse und das Gerölle im Bachbett hielten mich dann und wann auf, so dass ich kaum wahrte, dass mich die Dunkelheit zu überraschen drohte; ich hatte nach einem Obdach für die Nacht zu suchen. Im Hintergrund des engen Thälchens stieg ich in die Höhe und fand einen Fusssteig vor, der jedoch nicht mehr frequentirt wurde. Das hohe Gras mit seinen bleistiftdicken Halmen erlaubte kaum, in die Ferne die Richtung des undeutlichen Pfades zu verfolgen; ein Complex von vielen Hütten, den ich am Abhang eines höheren Berges gewahr wurde, veranlasste mich, geraden Weges darauf loszugehen; ehe ich jedoch das Dorf erreicht hatte, war es Nacht geworden und die Hyänen und Schakale thaten mir durch ihr Geheul kund, dass sie meine Schlafgenossen zu werden gedachten. Kein menschliches Wesen zeigte sich, das Dorf war vollständig verlassen.

Eine widerwärtige Situation, in die ich gerathen war! Kein Tropfen Wasser, um den unsäglichen Durst zu stillen, kein Bissen Brod, um den nagenden Hunger zu beschwichtigen, keine Decke, um mich gegen die Kälte der frostigen Nacht und den starken Wind zu schützen, kein Stückchen Holz, um mich an einem Feuer zu erwärmen; ich suchte mir eine der best erhaltenen Hütten aus, kroch hinein und suchte die niedrige Öffnung, so gut es gehen wollte,

mit Gras zu verstopfen. Von Schlaf konnte keine Rede sein, denn die nächtlichen Raubthiere schnupperten leicht vernehmlich in nächster Nähe herum oder heulten in einiger Entfernung, das Ungeziefer war noch nicht ausgewandert und machte sich und mir fortwährend zu schaffen. Die Nacht schien gar nicht enden zu wollen, kein Glockenschlag verkündete die Stunde und nur am Schweigen der Hyänen konnte ich erkennen, dass Mitternacht vorüber sein müsse. Mit Freuden begrüßte ich die erste Dämmerung, um meine Wanderung fortzusetzen.

Es war mir zwar gesagt worden, dass ein Basler Missionär und mehrere Boers irgendwo in den Bergen wohnen sollten, aber wie sollte ich diese finden? Nach mehreren Stunden mühsamen Wanderns mit hungerigem Magen und durstiger Kehle über felsigen Boden, durch dorniges Gestrüpp, die Sättel zwischen den einzelnen Kuppen als Übergänge benutzend, erblickte ich plötzlich unter mir ein kleines Häuschen und eine weidende Schafheerde in der Nähe. Ich eilte darauf zu, aber die Ärmlichkeit der Wohnung, der Anblick der verwahrlosten Umgebung und die hageren Gesichter der Bewohner liessen keine Hoffnung in mir aufkommen, dass ich hier Etwas zur Befriedigung meiner dringendsten Bedürfnisse erhalten könnte. Ich scheute mich daher auch, darum zu bitten, und erkundigte mich nur nach der Wohnung des Missionärs. Mit nicht allzu grosser Freundlichkeit wurde mir Bescheid gegeben, aber, wie ich bald einsehen musste, ein unrichtiger.

Wiederum wanderte ich Stunde um Stunde förmlich verirrt umher, des unbestimmten Wanderns müde erstieg ich einen Berggipfel und erblickte vor mir gegen Norden eine mächtig ausgedehnte Ebene ohne Bäume, die jedenfalls nicht bewohnt sein konnte. Nun änderte ich meine Richtung nach Westen, kam auf eine kleine Hochfläche mit sumpfigem Boden und bald darauf zu einer klaren kühlen Quelle. Ich labte mich an dem köstlichen Wässerchen, gönnte mir einige Ruhe und brach dann wieder auf, ohne zu wissen, wohin ich meine Schritte wenden sollte. Kurz darauf erblickte ich einen Mann zu Pferde, argwöhnte jedoch im Reitersmann mehr Gefahr als Hülfe und hätte er mich nicht bereits wahrgenommen gehabt, ich wäre darauf bedacht gewesen, mich vor ihm zu verstecken, denn er führte sein Gewehr mit sich, ich war gänzlich ohne Waffen. Die Sache lief jedoch recht günstig ab, der Mann hatte mich bereits im Dörfchen Rustenburg gesehen, war also auch mit dem Zwecke meines Umherstreifens bekannt. Mit wenigen Worten bezeichnete er mir die Richtung nach der Missionsstation und ritt weiter, um einen Besuch bei einem Verwandten abzustatten.

Bald gelangte ich auf den Fahrweg und diesem fortan folgend erblickte ich bald das kleine nette Häuschen. Vor

demselben war eine Frau mit häuslicher Arbeit beschäftigt, es konnte wohl Niemand anders sein als die Frau des Missionärs. Ich täuschte mich nicht und fand freundliche Aufnahme. Wie herrlich schmeckte mir nun die vorgesetzte Milch, das frische Brod mit Butter! Der Herr war nicht zu Hause und so zauderte ich mit der Bitte um ein nächtliches Obdach. Aus dieser Verlegenheit riss mich jedoch die Frau selbst, indem sie mich auf die vorgeschrittene Tageszeit und die Gefahr, bei eintretender Nacht meine Wanderung fortzusetzen, aufmerksam machte und mir mittheilte, wenn ich mit dem bescheidenen Lager vorlieb nehmen wolle, das sie mir zurecht machen könne, so sei ich willkommen. Dieses gütige Anerbieten konnte wohl nicht ausgeschlagen werden, denn ich bedurfte der Ruhe. Am folgenden Morgen aber brach ich trotz der freundlichen Einladung zu bleiben, bis der Hausherr zurückkäme, wieder auf und durchstöberte noch den westlichen Theil der Berge.

Ich fand, dass dieser Theil manches Interessante zu bieten hat, denn die Stückchen Rothkupfererz, Magneteisensteine und Flussspath, so wie auch Gneiss, welche ich in den Bachrinnen bemerkte, verlangen genauere Untersuchung der Region, aus der sie stammen; ich nahm mir jedoch vor, sie ein ander Mal vorzunehmen. Leider kam ich später nicht wieder dazu und musste mich also damit zufrieden geben, dass ich die kartographische Darstellung der Pilaansberge leidlich korrekt schon beim ersten Besuche zuwege gebracht hatte. Sie bilden einen isolirten Stock, der bei einer Länge von etwa 7 Meilen eine Breite von 4 bis 5 Meilen hat; im Centrum ist ein kleines sumpfiges Hochplateau, von dem aus zahlreiche Bächlein in jeder Richtung abfließen, um theils zwischen den Porphyrkuppen des Südens hindurch dem Elands-Flüsschen zuzufallen, theils in die Sandsteine und Lehmschichten (abgeschwemmt) tiefe Rinnen nagend der oben erwähnten kahlen Fläche zuzufliessen und sich in dem dunklen lehmigen Boden zu verlieren. Die Vegetation ist nur in den Thälchen eine dichte, die Abhänge der Kuppen sind nur spärlich bewachsen.

*Das Dorf Rustenburg.* — So hätte ich denn die Umgrenzungen der Rustenburger Ebene gegeben, sie selbst bietet wenig Bemerkenswerthes. Der Boden ist grösstentheils dunkelfarbiger Lehm, aus welchem hie und da mächtige Bänke eines Syenit hervorragen, der von den weissen Ansiedlern zu Bausteinen oder Fundamentmauern verwendet wird. Zu diesem Zwecke wird gegen Abend auf der Platte ein starkes Feuer angezündet, um diese Bänke stark zu erhitzen. Durch den schnellen Temperaturwechsel in der Nacht werden schalenförmige Stücke abgesprengt, die dann nach Bedarf in kleinere zerschlagen werden. An dem Fusse von Bergen mischt sich gern Sand und Eisenoxyd dem Lehme bei, so dass eine rothbraune Erde entsteht. Diese

ist es, welche von der Bevölkerung zum Anbau gesucht wird. Die Erfahrung lehrte schon die früheren Eingeborenen, dass der zu lehmige Boden schnell vertrocknet und alsdann steinharte Schollen bildet oder aber bei anhaltendem Regenwetter total versumpft; in zu sandigem Boden verdunstet das Wasser zu rasch, die Sonnenstrahlen versengen die Kulturpflanzen, der rothbraune Boden aber hält die Mitte.

Die Anlage vom Dorfe selbst ist wie bei allen Ortsschaften Süd-Afrika's eine ganz regelmässige. Ein nahezu quadratischer freier Platz bildet gleichsam das Centrum, den Markt- und Kirchplatz; auf ihm lässt man das Gras wuchern, damit man den Pferden derer, welche nach dem Dorfe zu Abwicklung von Geschäften kommen, eine nahe Weide geben kann, wo sie beständig im Auge behalten werden können. Dieses Viereck ist gebildet aus weiss getünchten, meist niedrigen Häusern, nur zwei waren damals besser gebaut, zweistöckig und sogar mit Zinkblech bedeckt, während alle übrigen mit Strohdächern (Grasdächern) versehen sind, die billiger zu stehen kommen und einige Vortheile vor den anderen voraus haben. Jedes Haus hat seinen zugehörigen Garten hinter sich, der von dem anstossenden durch eine Lehmmauer geschieden ist. Der Wasserbedarf wird durch einen langen Kanal aus dem Flüsschen, das seine Quellen in den Klüften der westlichen Berge hat, dem Dorfe so zugeführt, dass mittelst kleiner Furchen jede einzelne der parallelen Strassen mit dem nöthigen Wasser zum Hausbedarf und zur Gartenbewässerung versehen ist. Am tiefer liegenden Ende des Dorfes ist es dem Wasser überlassen, in welcher Weise es das Bewässerungsnetz weiter ausdehnen oder ob es einen Sumpf bilden will. Zum Concertsaal für Frösche umgebildet ist eine Wohnung in diesen Dorfvierteln eine wahre Plage für die Bewohner.

Beim Bau der meisten Häuser wurde sehr einfach und billig zu Werke gegangen, denn Jeder, der sich hier ansiedeln will, ist zugleich sein eigener Baumeister, ihm genügen dicke Lehmwände, in länglich-viereckiger Form aufgeführt, in welchen für Thüren und Fenster die entsprechenden Lücken gelassen werden; einige unbehauene Baumstämme werden quer darüber gelegt und darin die Dachsparren aus dünneren Stämmen befestigt, am First an einander gebunden und an den Firstbalken festgemacht, lange Rietgräser oder Schilfrohre zu je zwei oder drei wieder horizontal darüber gebunden und mit einer dicken Graslage bedeckt. Der Boden oder die Flur wird aus einer Mischung von Erde aus Termitenhügeln und Rindermist hergestellt und mittelst Feststampfens oder Festschlagens gebnet. Um die Zimmer, deren es gewöhnlich zwei oder drei sind, von einander zu sondern, werden die in den Zwischenwänden gelassenen Öffnungen mit Vorhängen aus appretirtem gedruckten Baumwollstoff geschlossen. Nur der Haupteingang erhält eine hölzerne Thür, die verschliessbar ist.

In dieser Weise waren die meisten Häuser noch im Jahre 1865 gebaut und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die alljährlichen heftigen Regengüsse ihre zerstörende Wirkung daran äussern. Es entstehen Risse in den Wänden, Senkungen der Mauern und des Dachfirstes, so dass ein neu gebautes Haus schon nach wenigen Jahren wieder unwohnbar geworden ist; selbst die in der Mitte des Marktplatzes stehende Kirche war damals dem Einsturz nahe. Das hatte sich aber bis zum Jahre 1870, also binnen 5 Jahren, bedeutend verändert; stattliche Häuser aus gebrannten Steinen waren theils vollendet, theils im Bau und versprachen, dem Dorfe das Ansehen von Beständigkeit geben zu wollen; die Kirche war ausgebessert und mit einem Zinkdach versehen worden, doch wird behauptet, dass dieses zu schwer sei für den schwachen Unterbau, woran auch wohl nicht gezweifelt werden kann, weil bis dahin noch keine besonders tüchtigen Baukünstler oder Architekten sich niedergelassen hatten.

Bei dem prächtigen Klima gedeihen hier alle subtropischen Gewächse neben denen der gemässigten Zone, so dass der fleissige und verständige Bewohner mit leichter Mühe anpflanzen kann, was ihm Nutzen bringt oder eine angenehme Umgebung verschafft. Es wächst da auf demselben Grundstück die Dattelpalme neben der Kartoffel, die Banane neben dem Weizen, die Ananas neben einer Art Brombeere, das Bambusrohr neben Hafer und, was sehr erwünscht ist, Kaffee neben Zucker, Baumwolle neben Hanf u. dgl. Nur unsere schmackhaften Äpfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen muss man noch missen.

Die Bevölkerung ist zusammengesetzt aus aller Herren Ländern; wer durch die allerdings in gewöhnlichen Zeiten nicht alzu sehr belebten Strassen wandelt, kann mehrere Sprachen zugleich vernehmen, Deutsch, Holländisch, Französisch, Englisch und „Kafferisch“ in verschiedenen Mundarten, ein wahres Chaos von linguistischen Elementen tönt ans Ohr. Der Beschäftigung nach gewahrt man sehr bald Händler und Winkeladvokaten in weit überwiegender Mehrzahl, selten bleibt der Schuster bei seinem Leisten und nur der eigentliche Boer hält zäh an seinem Berufe. Zur Zeit der Abendmahlsfeier, die alljährlich viermal Statt findet, strömen die Landbewohner im Sonntagsstaat dem Dörfchen zu, spannen grossentheils auf dem Marktplatz um die Kirche her aus, errichten ihre Zelte zwischen den grossen gedeckten Wagen und verweilen mehrere Tage; da herrscht denn ein reges Leben, da wird gekauft und verkauft, geplaudert und Kaffee getrunken bis tief in die Nacht hinein. Sind die Paar Tage vorüber, so tritt das gewöhnliche Stillleben wieder ein und man merkt so recht, dass die Geschäfte schlecht gehen; man möchte dann sagen, dass der Name für das Dörfchen ganz treffend gewählt sei, da er „Ruhe“ bedeutet.

*Vermeintliche Mineralschätze.* — In der Nähe des Dorfes wohnte ein Mann von Holländischer Abkunft, der in dem Rufe stand, seinen Mitbürgern in Bildung weit voraus zu sein; er war deshalb schon mehrmals in die Volksvertretung gewählt worden. Besonders aber lobte man seine Kenntniss der Gesteine und Erze und wollte sogar wissen, dass er Gold gefunden habe, den Fundort aber verheimliche. Während eines Besuches, wobei er gegen seine Gewohnheit recht gesprächig geworden war, lud er mich ein, ihn auf einem Jagdzuge zu begleiten, der an einer Stelle vorüberführe, wo „iëtz“ (Etwas) sei; das sagte er mit einer bedeutsam ernsten Miene, die den Stolz des Bewusstseins von überreicher Kenntniss zu erkennen gab. Was dieses „iëtz“ sei, wollte er nicht sagen, da er ja beabsichtigte, mich auf die Probe zu stellen. Wenige Tage darauf war Alles in Bereitschaft, ein eiserner Kuhfuss zum Ausheben von Gesteinsbrocken, ein schwerer Schmiedehammer und ein Spaten durften nicht fehlen zum wichtigen Werk. Dem Zuge hatte sich noch ein alter neugieriger Verwandter angeschlossen, der ebenfalls erwartete, dass reiche Schätze gehoben werden würden, und so bildeten wir eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft.

Der wohlbefahrene Weg führte anfänglich dem Hexflüsschen entlang, dann zwischen den Schwarzkuppen hindurch auf ein flachhügeliges, aber baumloses Terrain, auf welchem nur kleine Büsche von Carissa und verkrüppelte Akaziensträucher fortzukommen schienen. Auf dem dunkelfarbigem lehmigen Boden lagen massenhaft zerstreut Bruchstücke von Rosenquarz und Brocken einseitig ausgebildeter Krystalle von Rauchquarz, die mein gelehrter Freund ebenfalls für „iëtz“ hielt. Leider aber musste ich ihn aus seinen Himmeln werfen durch mein freimüthiges Geständniss, dass diese Dinge völlig werthlos seien. Weiter abwärts am Flüsschen treten grosse Granitbänke zu Tage von dunkel-fleischrothem Feldspath, violettfarbigem Quarz und ganz schwarzem Glimmer; in einigen Kuppen war er sehr grobkörnig und sehr deutlich krystallinisch.

Nahe der Vereinigung des Hexflüsschens mit dem Elandsflüsschen, welches wiederum 1 Stunde unterhalb in den Krokodil-Fluss fällt, findet sich ein niedriger Rand aus röthlichem feldspathigen Gestein, worin sich kleine Nester und Trümmer eines silberglänzenden Erzes fanden, welche mein weiser Gefährte auch für „iëtz“ erklärte. Aber auch hier fiel seine Hoffnung zu Boden, als ich ihm sagte, es sei nur Eisenglanz und ohne Werth. Noch führte er mich von hier aus auf eine entferntere niedrige Kuppe, wo aus dichtem oder feinkörnigem, reichlich mit Eisen imprägnirten Quarzit eine mächtige Bank von Magnetisenerz hervorragte, so dass Blöcke von 10 Fuss Länge, 8 Fuss Höhe und 4 Fuss Dicke abgelöst werden könnten. Das war allerdings „iëtz“, kann aber nicht verwerthet werden.

Seine sanguinischen Erwartungen hätten nun allerdings gedämpft sein können, wenn er es sich nicht schon bereits seit Jahren in den Kopf gesetzt hätte, er sei Naturkundler; hatte er doch schon ein Buch über dergleichen Wissenschaften gelesen und wieder gelesen und hat er doch mit unsäglicher Mühe sich die fremdartigen Wörter, wie Quarz, Granit, Schwefeleisen, Kobalt, Nickel &c. ins Gedächtniss so eingepägt, dass sie ihm mit einigen unfreiwilligen Änderungen in ihrer Aussprache recht geläufig waren, ohne natürlich zu wissen, welches Mineral damit gemeint sei.

*Der Betschuanen-Häuptling Ramakoko.* — Bald langten wir durch einen lieblichen Buschwald mit stattlichen Tambootibäumen, deren Holz zur Theerfabrikation verwendet werden kann, und durch dichtes niedriges Buschwerk an den Fuss einer 5- bis 600 Fuss hohen Bergkette, wo der Betschuanen-Häuptling Ramakoko mit seinen Leuten wohnte. Hier sollte einiges „Korn“ (Sorghum) und Mais gegen Messingringe eingetauscht und einige Leute zur Dienstleistung bei der Jagd gemiethet werden. Man liess Ramakoko herbeirufen, der denn auch ohne vieles Zögern erschien, begleitet von einem Schwarm Neugieriger, die jedoch bald wieder Reissaus nahmen, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, worum es sich handle. Der Tausch ging zwar leicht von Statten, mehrere Weiber und Mädchen brachten kleine Körbe voll der verlangten Waare. Wenn sie nun auch über die angebotene geringe Bezahlung klagten, so entfernten sie sich doch damit und kicherten, als ob sie in der That den weissen Mann überlistet hätten. Schwieriger fiel das Miethen von Leuten. Ramakoko war überaus erfinderisch in den absurdesten Ausflüchten, liess sogar deutlich durchblicken, dass er unserem Verlangen sehr ungerne entspreche; doch half ihm diess Nichts den erfahrenen, land- und menschenkundigen Jägerbauern gegenüber und er musste sich bequemen, Einigen den Befehl zur Dienstleistung zu ertheilen.

Hier war mir zum ersten Male die Gelegenheit gegeben, einen etwas mächtigeren Häuptling zu sehen und zu hören, und ich gestehe, dass dessen Anblick und Gebahren meine philanthropischen Gefühle für die armen, geplagten Schwarzen dämpften. Schon sein Äusseres war abstossend genug, um jede Regung von Freundschaft im Keime zu ersticken. Wie er so dasass, seine hageren Arme mit den knöchernen Fingern über die zerkratzten und schmierigen Beine affenartig herabhängend lassend, bedeckt mit zerfetzter, theilweis verbrannter Decke voll Schmutz und Ungeziefer, einen an vielen Stellen durchlöcherter oder sonst schadhafte Filzhut auf dem Kopfe, der ihn durchaus beschattete und dadurch sein ohnehin schon hässliches Gesicht mit den roth unterlaufenen, entzündeten, eiterigen Augen, der missgestalteten, breitflügeligen Nase und dem fast zahnlosen Munde dem Beobachter nahezu entzog, seine heisere Stimme, Alles zusammen

formte ein Bild des Abscheues, von dem man sich gern abwenden würde, wenn man seiner nicht bedürftig wäre, denn ohne diese Eingeborenen wäre eine Ansiedelung weisser Menschen kaum denkbar.

Ich empfand für diessmal keine besondere Lust, mich im Inneren des grossen Dorfes umzusehen, einen Gang durch die labyrinthartigen Wege zwischen den eingezäunten Hütten zu thun, eine Promenade durch allerlei Schmutz und Unrath zu wagen.

*Der Krokodil-Fluss; Kupferkies.* — Wir fuhren weiter, an mehreren kleinen Dörfern vorüber über einen niedrigen Sattel der vorerwähnten Bergkette. Das vorwaltende und unterliegende Gestein ist ein feinkörniger, fast dichter blauer Kalkstein, worin sich dünnere Lagen eines weisslichen oder grauen Quarzes finden und wegen ihrer schwierigeren Verwitterung deutlich hervorstehen; darüber liegt ein eisenoxydhaltiger Quarzit oder Sandstein, ähnlich jenem in den Pilaans-Bergen. Unter die busch- und baumartige Vegetation, deren ich eben Erwähnung that, mischt sich nun *Grewia* mit ihren süsslichen Beeren, von den „Boers“ als *Corinthen* bezeichnet, denen sie auch in Geschmack und Form ähneln, sodann der anmuthige dichtblättrige *Guarré-Busch*. Einen Fahrweg gab es nun nicht mehr, eine kleine Kuppe in etwa 2 Stunden Entfernung bildete das Objekt, auf welches zugesteuert werden musste.

Auf leicht sich senkendem Boden erreichten wir den Krokodil-Fluss, der hier etwa 120 Fuss breit ist. Ganz in der Nähe nun sollte das letzte „iëtz“ sein, von dem mein Naturkundler in dieser Gegend wisse. Ein kurzer Gang brachte mich in seiner Gesellschaft an eine grosse Quarzader, in der bereits einige Gruben angelegt, aber wieder verfallen waren; schon der Anflug und die Kruste an umherliegenden Gesteinen zeigte deutlich, dass man es hier mit Kupfererz zu thun habe. Allein mein bergmännischer Führer wollte absolut ein anderes „iëtz“ darin finden, besonders wenn er die metallisch glänzenden Stückchen Kupferkies im schön weissen Gestein erblickte. Schlau war er und wahrte sich sorgfältig vor Blamage, denn niemals bezeichnete er den fraglichen Gegenstand mit dem Namen, den das Metall oder Erz vom Laien erhalten würde; sein unbestimmtes „iëtz“ versetzte ihn nie in Verlegenheit. Um nun einige bessere Stufen für meine anzulegende Mineraliensammlung zu erhalten, sprach ich den Wunsch aus, mit dem Kuhfuss einige grössere Gangstücke herauszubereiten. Gern willfahrte er und legte selbst mit Hand an. Als ich die grösseren Brocken zerkleinerte und die besseren Stückchen in die Tasche steckte, kam ihm der Verdacht, es müsse doch „iëtz“ darin enthalten sein, das ich ihm nicht zeigen wolle. Müde von der harten Arbeit mit dem schweren eisernen Instrumente sammelte er nun die reinen Kupfer-

kiesstückchen, die ich wieder weggeworfen hatte, und verschloss sie nachher, sorgfältig in einen baumwollenen Lappen gewickelt, in seine Wagenkiste. Weiter sprachen wir nicht mehr darüber.

*Antilopenjagd.* — Mehrere Stunden Fahrens am Flusse entlang in nordwestlicher Richtung liessen uns endlich das ersehnte Jagdgebiet erreichen. Auf der mächtig ausgedehnten steppenartigen Fläche, die sich gegen Nordwesten vor uns ausbreitete, zeigten sich mehrere Heerden vom Blauen Wildebeest (*Catoblepas Gorgon*), Springböcke (*Gazella Eurchore*), Kuh-Antilopen (*Kaama*) und Zebras. Die beiden Jagdwagen wurden in gedeckte Stellung gebracht und ohne Zögern dem Wilde näher auf den Leib gerückt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, sich unbemerkt anzuschleichen, streckte endlich eine wohlgezielte Kugel ein Wildebeest nieder, die anderen ergriffen die Flucht und hielten erst inne, als sie etwa 1 Engl. Meile entfernt waren. Das gefallene Thier wird abgehäutet, in grössere Stücke zerlegt und dem Wagen zugetragen, wo man es in dünne Streifen zerschneidet und zum Trocknen auf Büsche oder niedrige Baumäste hängt. Ähnlich wird mit jedem Stück verfahren und die Jagd so lange fortgesetzt, bis endlich die gewünschte Quantität getrockneten Fleisches (*Biltong* genannt) vorhanden ist. Weil nun hier keine Jagdgesetze existiren, so holt sich Jeder, der Lust hat, seinen Bedarf an Fleisch, wo und wann er will. Die Häute der erlegten Thiere werden theils gegerbt und als Ober- oder Sohlleder zu Markt gebracht, theils in noch rohem Zustande an umherreisende Händler gegen Kleidungsstoffe, Pulver und Blei u. dgl. ausgetauscht.

Wenn man bedenkt, dass Hunderte von Bauern jährlich mehrmals solche Frachten Wildfleisch holen, dass die Eingeborenen, seit sie sich meist heimlich Gewehre erworben haben, das Wild bis in seine verborgensten Schlupfwinkel mit seltener Ausdauer verfolgen, so darf man sich nicht wundern, dass die Jagdgebiete sich verringern und das unaufhörlich verfolgte Wild sich in die entlegensten Gegenden zurückzieht und in nicht gar ferner Zeit Busch und Steppe ihres schönsten Schmuckes beraubt sein werden.

Meinem so oft schon in seinen schönsten Hoffnungen auf Schatzhebungen enttäuschten Jäger schien es nicht mehr recht behagen zu wollen, er trat bald die Rückfahrt nach seiner Farm an und wählte den kürzeren Weg durch den anmuthigen Buschwald über die granitische Höhe zwischen den Pilaans-Bergen und jenen bei Ramakoko. In den Rinnalen der periodischen Bäche liegen ansehnliche Stücke Amethyst, seltener Feldspathkrystalle mit Magnetiseisenerzkörnern; auch findet sich eine Kupferader vor, deren Erz vor noch nicht langer Zeit ausgebeutet worden sein muss, denn es finden sich noch Reste von Schmelzöfen und Bruch-

C. Mauch, Reisen in Süd-Afrika.

stücke von thönernen Röhren und ein Stückchen geschmolzenen Kupfers zeugte davon, dass die Leute es verstanden haben mussten, das Kupfer in reinem Zustande darzustellen.

*Der „Goldsucher“; Übersiedelung nach Potschefstroom.* — Wenige Tage nach meiner Rückkehr von dieser Partie kam mir das Gerücht zu Ohren, dass ich Gold und Silber gefunden hätte. Keine Bethuerung vom Gegentheil half, je mehr ich mich dagegen verwahrte, um so fester wurde daran geglaubt, fortan blieb ich der „Goldsucher“. In dem Benehmen des Mannes, der mir scheinbar so uneigennützig zur Reise von der Küste nach dem Inneren verholfen hatte und der durch mein aufrichtiges Geständniss, dass von einem Goldfunde gar nicht die Rede sein könne, ebenfalls seine Hoffnungen fehlgeschlagen sah, trat eine Änderung ein, die für den ersten Augenblick von Nachtheil für mich hätte werden können. Feig und charakterlos verschloss er mir eines Abends seine Haushür, ohne irgend welchen Grund dafür anzugeben; ich war für diese Nacht an die freie Luft gesetzt. Wäre mir nicht von verschiedenen Seiten her bereits besondere Vorsicht angerathen worden, so hätte dieses Auftreten mich sehr überraschen müssen, so aber war ich gewissermaassen darauf vorbereitet und konnte meine Vorkehrungen treffen, dass ihm keine zweite Gelegenheit geboten wurde, mir die Thür vor der Nase zuzuschliessen. Die zuvorkommende Gastfreundschaft mehrerer Deutschen enthob mich fernerer Verlegenheit und das Anerbieten eines der bedeutendsten Kaufleute in Potschefstroom, der mir gelegentlich eines Besuches in Rustenburg Haus und Tisch angeboten hatte für den deutlich vor auszusehenden Fall, wie er in der That eingetroffen war, entschädigte mich reichlich für den erlittenen Verlust und förderte meine Zwecke viel energischer.

Im Juli 1865, also nach siebenwöchentlichem Aufenthalte, verliess ich in Gesellschaft eines Deutschen, der seitdem zu hohen Ämtern in der Republik gelangt ist, das nette Dorf, um in Potschefstroom, dem Hauptort des ganzen Staates, wenn auch nicht Sitz der Regierung, meine kleineren Ausflüge zu mehren.

*Das „Hohe Feld“.* — Zwischen Rustenburg und Potschefstroom liegt das sogenannte „Hohe Feld“ mit seinem nördlichen Abfalle, dem „Witte Water-Rand“ (Weisswasser-rand); ich habe dieses Hohe Feld wohl zehnmal an verschiedenen Stellen passirt und will deshalb, um Wiederholungen zu vermeiden, ein kurz gefasstes Gesamtbild davon geben. Es ist der höchst gelegene Theil der Republik, in einzelnen Partien wohl 6000 F. absoluter Höhe erreichend, die weiter nach OSO. in der Klipstapelhöhe bis zu 6328 F. aufsteigt, im Allgemeinen jedoch zu etwa 5000 F. angenommen werden kann. Indem das Hohe Feld das Ge-

biet des Limpopo von dem des Orange-Flusses trennt, ist es zugleich die Wasserscheide zwischen dem Indischen und Süd-Atlantischen Ocean. Die Oberfläche ist eine flach wellenförmige Ebene mit nur wenigen Rändern, Hügelketten oder Berggruppen. Welchen Formationen die einzelnen Gesteinsmassen einzureihen sind, ist mir nicht möglich mit unbezweifelbarer Sicherheit darzuthun, es fehlen Funde von Petrefakten; trotzdem glaube ich kaum zu irren, wenn ich aus den leichten Abdrücken von Farnwedeln in den oben aufliegenden Sandsteinen am südlichen sanften Abfall des Hohen Feldes nach dem Vaal-Fluss (nahe der Mündung des Zuikerboschrand-Flüsschens) auf Steinkohlenformation und aus den Eigenthümlichkeiten der darunter vorkommenden Felsarten (beobachtbar am nördlichen tieferen Abfall) und ihrer gegenseitigen Lagerung auf ältere als die eben genannte zu schliessen mir erlaube.

Das Urgebirge tritt als Granit und Gneiss zu Tage an den östlichen Quellflüsschen des Limpopo, daran lagern sich von Norden her und steil aufgerichtet röthlich gefärbte, seidenglänzende, fein geschichtete Glimmerschiefer, darüber stellenweis Thonschiefer, hauptsächlich aber und sehr mächtig Quarzite und sandige Grauwackenschiefer. Es lassen sich diese unteren Silurischen Gesteine weit nach Westen, bis in den Marico-Distrikt, verfolgen, nur treten hier die Thonschiefer viel mächtiger auf. Graphit- und Chiasolithschiefer sind ebenfalls stellenweis gut entwickelt. Über dieser Grauwackenformation lagert, und zwar auf ungeheure Ausdehnung hin und in bedeutender Mächtigkeit, aber durchweg horizontal, ein bläulicher kieseliger Kalkstein, der dünne oder dickere Schichten von dunklem oder rauchigem Quarze (Flint) enthält. An vielen Stellen ist er in Serpentin von meist gelblicher, bräunlich gestreifter oder gefleckter Färbung umgewandelt, der von der aufkeimenden Industrie zu verschiedenen Gegenständen, wie Tabakspfeifen, Salzfläschchen, Leuchtern und dergl., verarbeitet wird.

*Höhlenreichthum, Abenteuer in der Höhle bei der Wunderfontein.* — Eine ganz besondere Eigenschaft dieser Kalksteinformation ist ihr Höhlenreichthum. Auch zeigen sich häufig tiefe, oft umfangreiche Löcher, welche offenbar nur durch Senkung der Oberfläche entstanden sind, nachdem die unteren Lagen ausgewaschen und fortgeführt worden waren. So bildete sich im Jahre 1867 unweit der Wunderfontein eine Senkung gerade da, wo die Hauptstrasse sich befand, so dass diese verlegt werden musste. Nicht selten bemerkt man aus der Entfernung ein Gebüsch mit Blättern, die von denen der sonstigen Vegetation ganz abweichen. Beim Näheretreten gewahrt man, dass dieses Gebüsch nur der Gipfel eines mächtigen Baumes ist, der in dem Boden der 40 bis 60 F. tiefen Grube wurzelt und ein Vegetationsriese jener Gegenden geworden ist, woran die Paviane auf und ab klet-

tern, um zu ihren Verstecken in Spalten des Gesteins zu gelangen. Wie sehr zerklüftet diese Kalksteinformation ist, davon giebt die Höhle bei der Wunderfontein das deutlichste Zeugniß.

Von dem Besitzer der Farm, zu welcher diese Höhle gehört, erhält man auf Wunsch, seit neuerer Zeit gegen Erlegung von 5 Schilling oder 3 Fl., die Erlaubniß, die Höhle zu besuchen, so wie den Führer. Man überschreitet zunächst ein sehr starkes Flüsschen mit ganz klarem Wasser auf einem übergelegten Brette, das die am meisten einander genäherten Ufer mit einander verbindet. Jenseit steigt man einige 20 F. in die Höhe und hält sich dem senkrechten Abfall der zerrissenen Kalksteinschichten entlang, bis man nach etwa 10 Minuten Gehens und um ein vorspringendes Felsstück herum vor einer kleinen verschlossenen Thür steht, welche den Eingang zur Höhle bildet. Der Führer, gewöhnlich der Sohn des Besitzers, öffnet, das spärlich einfallende Licht erhellt einigermaassen den ersten grösseren Raum, zu dem man auf felsiger schiefer Ebene hinabgelangt; jetzt wird das Talglicht in der Laterne angezündet. Im Hintergrunde dieses Raumes ist eine mächtige Felsbank zu gewahren, bei der es nur geringer Anstrengung zu bedürfen scheint, sie zum Falle zu bewegen; ihr müssten andere folgen und die Höhle wäre natürlich verschlossen.

Man wendet sich links und folgt auf feuchtem Pfade, öfters in gebückter Stellung, einem Gange, von dem aus nach beiden Seiten weitere oder engere Spalten abzweigen, durch welche man sich nicht durchzwängen kann, da sie sich verengern. Hübsche Stalaktiten hängen überall von der Decke herab und glitzern im schwachen Lichte; leider haben frühere Besucher, um ein Andenken an den Besuch der Höhle zu besitzen, oder auch solche, welche reinen Kalk zum Brennen nothwendig hatten, diese Schönheiten sehr verunstaltet und diess gab den Beweggrund für den Eigenthümer ab, ein Eintrittsgeld festzustellen. An der Decke des Ganges findet man in kleinen, mit Erde angefüllten Höhlungen oder Vertiefungen Knöchelchen von Fledermäusen. Nach etwa 120 Schritten im gebogenen unterirdischen Gange tönt uns das starke Rauschen eines über Felsen stürzenden Baches entgegen; es ist diess derselbe, den wir zu Tage überschritten hatten.

Bis hierher geht der Führer mit und erlaubt nur ungern, dass der Bach passirt und die Untersuchung der labyrinthischen Gänge weiter fortgesetzt werde. Doch ist er so gefällig, den Muthigen, der sich in die Finsterniss weiter hinein wagen will, hier zu erwarten. Ein Versuch, dem Bache selbst zu folgen (man muss sich völlig entkleiden), schlägt fehl an seiner ungleichen Tiefe, den scharfkantigen Felsstücken, dem scharfen kalten Luftzuge und der niedri-

gen Temperatur des Wassers. Man überschreitet also den Bach und findet sich zunächst an einem mächtigen Schutthaufen aus dunkler Erde und kleinen Steinen. Sich rechts wendend folgt man einem etwas breiteren Gange, umschwirrt von Fledermäusen und Tauben; man ist eine Zeit lang vom Flüsschen getrennt durch einen langen Wall. Man kommt ihm wieder nahe, aber sein Rauschen, verstärkt durch den Wiederhall, betäubt die Ohren, man biegt wieder links in einen Seitengang ein, wo ein kräftiger Luftzug entgegenbläst und das Licht auszulöschen droht. Mehr Spalten finden sich in den 12 bis 15 F. hohen Wällen, die sich meist gegen hinten verengern; endlich bin ich an einer Stelle, wo fast jeder Gang eine Passage erlaubt, muss aber jetzt auch an die Umkehr denken, denn die Unschlittkerze ist nächstens aufgezehrt. Ohne den Faden der Ariadne den Rückweg zu finden, hat seine Schwierigkeiten, die einzelnen Gänge stossen meist rechtwinklig auf einander und der eine sieht dem anderen bei der schwachen Beleuchtung ganz ähnlich. Ich höre Nichts mehr vom Flüsschen, die Versuche, zu ihm zu gelangen, führen mich vielleicht weiter und weiter davon ab, plötzlich befinde ich mich in pechschwarzem Dunkel, der dichtesten Finsterniss, mit nutzloser Laterne. Nun ist guter Rath theuer, nun heisst es „krabbeln an den Wänden“, seine entblösste Gestalt vor scharfen Steinkanten in Acht nehmen. Wo soll ich einen Ausweg finden? Darf ich auf Rettung hoffen? Schwerlich! Ich irre noch eine Zeit lang umher, immer die kalte nasse Wand betastend, habe vielleicht noch mehr Gänge durchwandelt oder auch dieselben, — wie konnte ich darüber urtheilen? Da dringt ein Schimmer wie von einem Lichtstrahl senkrecht herab und beleuchtet einige Gesteine auf dem Boden, aber in unberechenbarer Entfernung; freudig diess Licht begrüssend eilte ich so rasch, als ich eben durfte, darauf zu, blickte nach oben und entdeckte eine Öffnung, die versprach, mich auf die Oberwelt kommen zu lassen; nach Art der Schornsteinfeger erkletterte ich den Felsenspalt und erreichte endlich, viele Verwundungen davontragend, die Luke. Auf der Oberfläche angekommen orientirte ich mich bald und wanderte die 350 Schritt Entfernung zurück zum Höhleneingang, wo mein Führer nicht wenig erstaunt war, mich in solchem Aufzug und aus dieser Richtung kommen zu sehen.

Dass das erwähnte Flüsschen einst über Grund floss, zeigt die thalförmige Einsenkung als Fortsetzung des Thales von der Stelle an, wo es plötzlich verschwindet. Diese Einsenkung ist deutlich in westlicher Richtung bis dahin zu verfolgen, wo es wieder zum Vorschein kommt, eine Distanz von 12 Englischen Meilen. Ganz ähnlich verschwindet das Flüsschen bei Hohlfontein, etwa  $2\frac{1}{2}$  Stunden weiter nordwärts von Wonderfontein, um nach einem unterirdischen Laufe von 10 Meilen das „obere Auge“ des Mooi- oder Schönflusses

zu bilden, wo im frischen, merkwürdig klaren Wasser derselben eine Masse von bitterer Wasserkresse (*Nasturtium*) mir oftmals Gelegenheit gab, das angenehme Kraut mit Salz zu geniessen.

Besonders zahlreich an Höhlen scheint der Theil des Hohen Feldes zu sein, der von dem Winkel eingeschlossen wird, dessen Spitze in Potschefstroom und dessen Schenkel in der Richtung nach Rustenburg und Pretoria laufen. Fast jedes bedeutendere Flüsschen, das dort seinen Ursprung hat, verschwindet für einige Zeit, kommt in grösserer Tiefe wieder zum Vorschein und verfolgt in den Grauwackeschichten einen regelmässigen Lauf.

Diese Kalksteinformation, die ich Devonisch nennen möchte, erstreckt sich, bedeutend sich verbreiternd, bis in den oberen Marico-Distrikt, ja selbst noch bis nach Littaku jenseit des Hart-Flusses; einige Ausläufer trifft man am mittleren Laufe des Marico und an der Mündung der Schoenspruit in den Vaal-Fluss. Weniger häufig zeigen sich Höhlungen im Westen, doch muss ich auch hier einer merkwürdigen kraterartigen Vertiefung erwähnen, welche stehendes Wasser von bis jetzt unergründeter Tiefe enthält; sie befindet sich am Wege nach Marico und ist ein beliebter Platz zum Ausspannen in der endlosen Steppe geworden, auf welcher die Pfannen häufig austrocknen. Diese Pfannen sind flache Mulden von runder oder auch unregelmässiger Form, in denen sich das Regenwasser lange Zeit erhält, und manche von ihnen sind gross genug, um See'n genannt zu werden. Sie bilden die Tränkeplätze für die ungeheuren Schaaren von Antilopen, die sich entweder beständig daselbst aufhalten oder auch nur zeitweilig sich einfinden.

*Bleierz.* — So einförmig und ungestört diese Formation zu sein scheint, so birgt sie doch gewiss manche Erzschatze; ganz sicher ist Bleiglanz an mehreren Orten nachgewiesen, auch bereits ein Versuch gemacht worden, das reine Metall, welches im Kampfe mit der zahlreichen und wenig freundlichen schwarzen Bevölkerung und bei der Jagd so nothwendig ist und um theuren Preis von den Englischen Häfen bezogen werden muss, im Lande selbst zu erzeugen. Im Quellgebiet des Limpopo wurde von einem Englischen Techniker (?) ein Schmelzofen gebaut, der ganze Prozess des Schmelzens durchgemacht und einige Centner Blei erhalten; der Techniker muss jedoch ein ganz bedeutender Künstler gewesen sein, denn nach Aussage einiger sehr hoch gestellter Beamten der Republik soll der Schlich beim Abtreiben 12 Prozent Silber abgeworfen haben. Warum ein so lukratives Geschäft nicht weiter betrieben worden ist, darüber wird geschwiegen und der Techniker hat beim Goldsuchen in den Niederungen des mittleren Limpopo im Nordosten der Republik sein Leben durch

das Fieber verloren, ohne seine wichtigen Resultate der Nachwelt übermacht zu haben.

Auch im Westen birgt diese Formation Bleierze, wie unweit der Quelle des Grossen Marico. Hier scheinen die Wasser viel aufgelösten Kalk mit sich zu führen, der sich entweder um kleine Quarzkörner als Centrum zu kleinen Kugeln absetzt, oder dicke poröse Krusten bildet und Schilfrohrstücke verkalkt, so dass die Textur noch deutlich erhalten ist. Krystallisirter Kalkspath ist ebenfalls hier nicht selten, während ich in den östlichen Theilen keine Erscheinungen der angegebenen Art vorfand.

*Vegetation und Anbau auf dem „Hohen Felde“, Steppencharakter.* — Die dünne Erdkrume, die sich über den oberen Kalkschichten findet, scheint nur der grasartigen Vegetation besonders günstig zu sein, daher fast durchweg Steppencharakter, doch mangelt es nicht an einigen eigenthümlichen Formen der Pflanzenwelt. Eine Bauhinia, die von ihrer Wurzel an nach allen Richtungen hin schnurgerade Triebe mit Haftwurzeln aussendet, liefert zähe Fasern. Ihre grossen Zwillingsblätter stellen ihre langen Stiele senkrecht nach oben und legen sich bei grosser Hitze zusammen; die Blüten sind gross und schwefelgelb, die Samen nahezu rund, dick scheibenförmig und dienen in Hunger-Jahren den Schwarzen zur Nahrung. Ferner trifft man eine Cucurbitacee von gelber Fruchtfarbe und mit weichen Stacheln versehen, die ebenfalls essbar, aber, wie es scheint, nur für Buschmannsgeschmack empfehlenswerth ist, so wie einen zwergartigen Ziziphus mit scharfen Dornen und die für Fussgänger lästige Uncaria (eine Pedalinee). Selten versucht es eine Grewia, zu einem kleinen Strauche heranzuwachsen. Von bedeutendem medizinischen Werthe soll die dicke Wurzel von Elephantorhiza oder Elands-Bohne mit ihren grossen gefiederten Blättern und langen Hülsen sein, jedenfalls dient die Wurzel zum Gerben der Thierhäute und wird dieser Eigenschaft wegen von vielen Bauern ausgegraben.

Von den früher zahllosen Schaaren des Steppenwildes haben sich bedeutendere Reste nur noch in jenen Strichen erhalten, welche wegen ihrer Wasserarmuth noch nicht zu Ansiedelungen tauglich befunden worden sind oder vom Jäger nicht allzu häufig besucht werden; die Zeit ist jedoch nicht mehr fern, wo auch diese Reste verschwunden sein werden, wenn nicht eine rationelle Jagd zu Stande gebracht wird.

Jene Stellen, welche früher von Eingeborenen bewohnt waren und bewässert werden können, sind von den erobernden Boers besetzt worden, welche es nun durch Fleiss dahin gebracht haben, mittelst Anpflanzung von Eucalypten, Salix und verschiedenen Obstbäumen, so wie durch Anlage von Getreidefeldern eine hübsche und ertragsfähige Farm herzustellen. Ihr Feuerungsmaterial haben sie allerdings

aus mehrtägiger Entfernung zu beziehen, wenn sie es nicht vorziehen, das bekannte Afrikanische Surrogat dafür, trockenen Viehdünger, dazu zu verwenden, anstatt ihn zum Fertilisiren ihrer Felder zu gebrauchen.

*Die Umgebung von Potschefstroom* muss noch zum „Hohen Felde“ gerechnet werden, denn sie stimmt in ihrem allgemeinen Charakter mit diesem so ziemlich überein. Die niedrigen Höhen bestehen aus Quarziten oder feinkörnigen Sandsteinen von weisslicher oder röthlicher Färbung und gewähren kleinen Gehölzen aus Akazien Schutz, welche durch ihr beständiges Grün selbst im Winter, wo die Grasflächen ein einförmiges welkes Gelb zeigen, angenehm gegen diese abstechen und im Januar durch den köstlichen Duft aus ihren kleinen, kugelförmigen, goldgelben Blüten auf stundenweite Entfernung sich bemerkbar machen, ohne dass man sie zu sehen vermöchte. Südöstlich vom Städtchen, etwa  $2\frac{1}{2}$  Stunden zu Fuss entfernt, ist eine Gruppe von Bergen, die aus einem dunkelgrauen bis schwarzen Gestein bestehen, welches weisse Zeolithe enthält und porphyrtartiger Mandelstein zu nennen wäre. Innerhalb der Gruppe ist eine verfallene Mine im Thonschiefer, welche Buntkupfer-Erz führt; es lässt sich nicht ermitteln, wer die Bergleute gewesen sind. Auch tritt in der Umgebung zum ersten Male der Grünstein auf, der sich weit nach Südwesten am Vaal-Fluss entlang erstreckt, bis er endlich in der diamantführenden Gegend seine grösste Mächtigkeit erreicht, nach und nach aber in Textur, Lagerung und accessorischen Mineralien sich ändert.

*Potschefstroom, Name, Anlage, Markt, Gärten, Bevölkerung.* — Der Name des Städtchens Potschefstroom ist auf eine merkwürdige Weise zusammengesetzt worden; man nahm die erste Sylbe von dem Namen eines früheren Führers oder Chefs mit Namen Potgieter, ferner seine Würde „chef“, um damit zu bezeichnen, dass die erste Sylbe nicht von anderen Personen gleichen Namens genommen worden sei, und fügte zuletzt die Sylbe „stroom“ an, weil die Anlage des Ortes am „Mooi-Rivier“ (Schöner Strom) geschah. So bezeichnet der Name Potschefstroom eigentlich ein Flüsschen und kein Dorf.

Die Wahl zur Gründung des Städtchens war keine ungünstige in ziemlich offener, etwas erhabener Ebene auf der rechten Seite vom Mooi-Flusse. Ein grosser Kanal führt aus diesem bis zum südlichen Ende der Markung den Bedarf an Wasser zu; kleinere Wasserfurchen sind vom Kanal aus an den Seiten der Strassen gezogen, so dass durch Schleusen auch die einzelnen Gärten oder „Erven“ leicht bewässert werden können. Um jedoch gutes, kühles Trinkwasser zu bekommen, haben Viele sich Cisternen graben lassen, welche bei 6 bis 12 Fuss Tiefe ein prächtiges Wasser liefern. Die Hauptstrasse ist über 3 Engl. Meilen lang

und von ansehnlicher Breite, aber selbstverständlich nicht gepflastert, so dass es keine Seltenheit ist, schwer beladene Wagen nach heftigen Regengüssen mitten in der Strasse stecken bleiben zu sehen. Zwei grössere Marktplätze, jeder mit thurmloser Kirche versehen, sind bis jetzt geräumiger, als es der Verkehr verlangen würde. Mehrere stattliche Häuser umstehen diese Plätze und zeugen wenigstens davon, dass ein bedeutender Handel getrieben worden war, der die kaufmännischen Besitzer dieser Gebäude rasch zu reichen Leuten werden liess.

Täglich in der Frühe wird Markt gehalten, es werden die Produkte aus den verschiedenen Distrikten des Landes zur Versteigerung gebracht; da sieht man denn Brennholz, Korn, Mehl, getrocknete Früchte, Orangen, Branntwein, Kartoffeln, Gemüse, Hafer, Sohlen, gegerbte und rohe Häute, Straussenfedern, Wolle, Tabak, seltener Elfenbein.

Die Anpflanzung von Bäumen in den Gärten und vor den Häusern ist von bedeutendem Erfolge gekrönt worden, denn die Trauerweide und Eucalyptus gedeihen vortrefflich. Von ersterer Baumart sind 17jährige Exemplare vorhanden, welche einen Stammdurchmesser von  $1\frac{1}{2}$  Fuss und eine Höhe von über 40 Fuss haben; ihre schlanken Zweige hängen gegen das Ende der nassen Jahreszeit fast bis zum Boden herab. Wer es vermochte, hat sein Besitzthum mit einer Mauer aus gebrannten Backsteinen einfassen lassen, minder bemittelte Leute grenzen dasselbe mittelst Lehm-mauer und Graben ab, die Meisten jedoch ziehen lebendige Hecken aus Quitten, Granatäpfeln, Feigen oder Weiden; die biegsamen Zweige der letzteren werden alsdann in einander verflochten. Gemüse aller Art können gebaut und Obstgärten angelegt werden, man trifft Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pflirsiche. Das Klima scheint der Obstkultur überaus günstig zu sein, denn einige fleissige Kenner erzielen prächtige Früchte; Niemand jedoch giebt sich bis jetzt ernstlich Mühe, veredelte Fruchtarten einzuführen und zu pflegen; die Sorge ums theure tägliche Brod und das Bestreben, sich in kürzester Zeit ein Vermögen zu erwerben, hält die Meisten davon ab, in der angegebenen Hinsicht Opfer an Zeit, Geld und Mühe zu bringen.

Die etwa 1000 Seelen betragende Bevölkerung theilt sich in Weisse und Farbige. Wie die ersteren verschiedenen Nationen angehören, nämlich der Holländischen, Englischen, Deutschen und Französischen, so trifft man unter den letzteren Basuto, Zulu, Hottentotten, Griqua &c., welche alle gegen Lohn sich verdingen, die Männer je nach ihrer Fähigkeit als Wagentreiber, Viehhirten, Postboten, Gartenarbeiter, Maurergehülfen, Lastträger &c. &c., während die Weiber sich gern zu Köchinnen, Ammen, Wäscherinnen qualificiren. Die Kinder werden oft als Spielgenossen für die Kinder der Weissen in die Häuser aufgenommen, wo

sie zu allerlei kleinen Diensten angehalten werden und dafür Nahrung und Kleidung erhalten, ein Loos, das vielen Kindern von Weissen in der Heimath nicht zu Theil wird, in jener Republik aber als Sklaverei verschrien ist.

*Aufbruch nach dem Marico-Distrikt.* — Bis zum September 1865 verweilte ich in Potschefstroom, da aber waren Feindseligkeiten ausgebrochen zwischen den Basuto unter dem inzwischen verstorbenen Moschesch und den Bauern von der Nachbar-Republik. Die Transvaaler wünschten aber ebenfalls einen Theil der dabei abfallenden Beute an Hornvieh und Pferden zu erhalten und daher wurde beschlossen, ein „Commando“ aufzurufen und auf den Kriegsschauplatz zu entsenden. Dazu sollte auch ich verpflichtet werden, obwohl ich kein Bürgerrecht genoss. Wie es bei solchen Heerhaufen zugehe und welchem Loose der Utländer (Ausländer) unter diesen halb civilisirten Bauernjungen verfallte, wurde mir von Vielen mitgetheilt, welche bereits das Unglück hatten, mitziehen zu müssen. Ich zog es deshalb vor, meiner friedlicheren Beschäftigung nachzugehen, und nahm die erste Gelegenheit wahr, um in den Distrikt Marico, nordwestlich von Potschefstroom, zu gelangen, um dort durch beständige Wanderung die Aufmerksamkeit der Behörden von meiner Person abzulenken. Diess gelang mir vollkommen.

Die Fahrt im Ochsenwagen nach der Farm des schon etwas mehr civilisirten Mannes, der mich mit sich reisen liess, bot kaum Bemerkenswerthes dar, denn das Hohe Feld, von dem ich schon ein allgemeines Bild entworfen habe, musste in nordwestlicher Richtung durchmessen werden und erforderte fünf Tagereisen. Erst dann, wenn man in jene Thäler kommt, in deren Tiefe man die Thonschiefer unter den Kalksteinen zu Tage treten und die starken Quellen des Grossen Marico hervorsprudeln sieht, tritt man ein in die schönen Partien des Distriktes. Jetzt erscheinen wieder Busch und Wald, jetzt hat man reizende perennirende Flüsschen anstatt der öden Pfannen; jetzt trifft man wieder auf menschliche Wohnsitze mit ihren fruchtbaren Gärten und Feldern anstatt der steppenartigen Wildherbergen; man erkennt aber auch an allem Anbau und an den meisten Wohngebäuden, wie wenig Fleiss darauf verwendet wird, den Ertrag des Bodens zu vermehren oder sich stattliche und bequeme Wohnungen herzustellen.

*Ein frommer Faullenzler.* — Wenn freilich Viele der Bewohner so eigenthümlich fromm und gottesfürchtig sind wie jener im besten Alter stehende Bauer, welcher mit seinem der eingehendsten Reparatur bedürftigen Wagen, auf dem sich nur seine Frau und mehrere zerlumpt aussehende Kinder nebst zwei Feldstühlen, Kaffeekessel und anderen Utensilien befanden, unterwegs sich uns angeschlossen hatte, dann kann man sich über die berührten Zustände nicht

mehr wundern. Alle seine Gespräche waren mit Bibelsprüchen gewürzt, ein Beweis, dass er viel Zeit aufs Lesen der Heiligen Schrift verwendet. Besonders des Abends, wenn wir uns gemeinschaftlich um das rauchende Feuerchen, spärlich durch trockenen Dünger genährt, niedergelassen hatten, wenn die Stille der umgebenden Einöde hie und da unterbrochen wurde von dem eigenthümlich gellenden Schrei oder Schnurren des Gnu oder den schrillen Lauten des Zebra oder dem fernen Brüllen des Löwen, die Zigeunerscene beschienen von dem fahlen Schein der untergehenden Mondesichel, dann war er besonders geneigt, uns seine erstaunliche Bekanntschaft mit der Bibel im Allgemeinen, hauptsächlich aber sein tiefes Verständniss und seine weise Auslegung der Apokalypse Preis zu geben. Wie gefiel ihm doch die letztere! Wie wahr und schön ist doch Alles darin dargestellt! Dass ich sie nicht verstehe, daran ist nur der Mangel an göttlicher Erleuchtung schuld. Ich konnte aber auch aus dem mit seinem Nachbar geführten Gespräche entnehmen, dass er mit seiner Familie darbe und dass daran bloss seine furchtbare Trägheit die Schuld trage. Er fühlte sich durch diese Aufrichtigkeit durchaus nicht beleidigt, vielmehr hatte er bereits wieder einen tröstenden Bibelspruch bei der Hand: „Sorget nicht für den anderen Morgen, was werden wir essen?“ &c. Ruhig liess ich ihn diese prächtige Stelle vollenden, glaubte nun aber, ihm von meiner eigenen Kenntniss der Bibel einen treffenden Beweis liefern zu müssen. Ernst und mit bedeutungsvoller Miene rieth ich ihm an, die den Verstand verdrehende Offenbarung Johannis bei Seite zu lassen, dafür aber jene Theile zu lesen und zu Herzen zu nehmen, wo unter Anderem gesagt sei: „Gehe hin zur Ameise, du Fauler!“ &c. Dieser etwas derbe Wink schien von ihm verstanden worden zu sein, denn die Conversation wurde plötzlich auf Backsteine gelenkt, die er in allernächster Zeit zum Neubau eines Wohnhauses herzustellen habe, wenn er seine elende Hütte während der folgenden nassen Jahreszeit nicht über seinem Kopfe zusammenstürzen sehen wolle. Wir Beide sind selbstverständlich keine Freunde geworden und es war wohl gut, dass ich diesem Manne nicht irgendwo im Buschfeld unter vier Augen begegnete.

Als die kleine Karawane am Rande des grossen Kessels angekommen war, worin eine Hauptquelle des Grossen Marico hervorbricht, führte der Weg am inneren Abhang um den Kessel herum nach der entgegengesetzten Seite, wo wir Anstalt trafen, beim nahen Farmbesitzer etwas einzusprechen; unser frommer Begleiter zog es jedoch, wahrscheinlich wegen sehr triftiger, ihm allein bekannter oder wenigstens mir unbekannter Gründe, vor, weiter zu ziehen, wogegen durchaus keine Einsprache erhoben wurde.

*Verdächtige Wissbegierde.* — Gleich unterhalb des Auges

vom Flüsschen steht das Farmhaus, aus dem der wohlbeliebte Besitzer bereits herausgetreten war, um den Nachbar, in dessen Schutz und Wagen ich reiste, zu begrüssen. Ich war bald dem Hausherrn, der Hausfrau und allen Kindern vorgestellt, begab mich aber nach flüchtigem Grusse und dem unvermeidlichen, bei solchen Gelegenheiten an den Familiengliedern der Reihe nach auszuübenden Händedruck wieder hinaus an die Gartenmauer, die aus gebrochenen Kalksteinen aufgeführt war und worin mich Stücke rein weissen Aderquarzes zu näherer Besichtigung einluden. Bald fand ich, dass der verschwenderische Mann einige Bleiglanzstufen verwendet hatte. Ich brach einige Stückchen davon aus und steckte dieselben in die Tasche, wurde jedoch dabei von Jemanden beobachtet. Bis ich wieder in die Stube trat, war die Familie bereits von meinem Berufe als Klipnuiker (Jemand, der an allen Steinen herumklopft) in Kenntniss gesetzt; die ihren Gatten an Embonpoint sehr übertreffende Frau konnte aus solchem Berufe nicht klar werden, witterte jedoch Unrath und schöpfte in raschen Geissessprüngen den Verdacht, ich wollte sie um Haus und Hof bringen. Sie ereiferte sich so sehr, dass sie es über den nach langem Geplauder endlich ganz energisch hervorgeschleuderten Worten, sie wolle ihren Platz nicht verkaufen, sondern darauf sterben und begraben werden, völlig vergass, den üblichen, selbst obligatorischen Kaffee zu reichen. Sie wurde jedoch allmählich wieder ganz zahm, als ihr völlige Freiheit gewährt worden war, sich auszutoben, und als endlich auf eine leichte, aber gut verständliche Weise eine Anspielung auf das beliebte Getränk gemacht worden war, legte sich ihr Groll, sie schluckte den falschen Verdacht hinunter und benetzte zugleich ihre trocken gewordene Zunge. Wir schieden in Frieden von ihr und ihrer zahlreichen Familie.

*Eine bescheidene Häuslichkeit.* — Einige Minuten weiteren Fahrens brachten uns über einen auf beiden Seiten steilen Sattel, wir kamen sodann zunächst an dem Hartbeest-Häuschen des erwähnten Frömmers vorüber zur bescheidenen Hütte meines Begleiters, wo ihn seine junge Frau mit nicht ernstlich böse gemeinten Worten über sein zu langes Ausbleiben empfing. Er wohnte erst seit kurzer Zeit auf dieser Farm und hatte deshalb ein provisorisches Häuschen für sich und seine Frau erbaut. Es hatte zwei Räume, von denen der innere als Schlafgemach diente. Raum ist in der kleinsten Hütte, dachte ich mir, als ich in gebückter Stellung die Thüröffnung passirte; es waren kleine Leute und schienen deshalb alle Dimensionen ihren eigenen angepasst zu haben, so dass sich in mir Zweifel erhoben, ob ich denn wirklich während der Nacht unter Dach bleiben könnte. Die allernöthigsten Hausgeräthe, wie ein Tischchen, zwei Stühle, ein Feldstuhl, zwei grössere Wagenkisten, die auch als Sitzplätze verwendet werden,

füllten nahezu den grösseren Raum aus, ein eiserner Topf, ein Kaffeekessel, einige Porzellanschalen standen da und dort im Wege oder guckten hinter den Kisten hervor; auf dem schmalen Gesimse der Fensteröffnung, welche durch ein Stück Canevas geschlossen war, lagen sodann die Geräthschaften für die Reinlichkeit, wie Kamm und Seife und das bekannte „Vortuch“, dessen Gebrauch ich unten anzugeben haben werde. Die Leute hatten es nicht besser, sie hatten eben erst ihr Familienleben begonnen, einer schwierigen Aufgabe sich unterzogen, wenn Armuth das Erbtheil des Mannes und die Mitgift der Frau ist; allein sie trösteten sich mit der Hoffnung, dass sie durch Fleiss und Beharrlichkeit bald in bessere Verhältnisse treten würden.

*Ländlich sittlich; das „Vortuch“.* — Nachdem ich die Nacht ausser dem Hause im Zeltwagen verbracht hatte, wanderte ich am folgenden Morgen weiter, mit der Absicht, noch am nämlichen Tage die Behausung und Farm eines wohlhabenden Mannes in Klein-Marico, der zugleich Veldcornet war, zu erreichen. Ich war unterrichtet worden, dass die Gegend ziemlich bewohnt sei, besonders in den tieferen Lagen an den Nebenflüssen des Marico, und dass die Farmer im Allgemeinen freundlich gegen Fremde wären. So marschirte ich denn wohlgemuth, ein entlehntes Doppelgewehr auf der Schulter, über die Höhen, dann und wann die Gesteine untersuchend, bis zum späten Nachmittag, jedoch alle Farmhäuser vermeidend. Dann aber sah ich mich genöthigt, Erkundigung über Richtung und Distanz des Bestimmungsortes einzuziehen, die mir denn auch bereitwillig und richtig gegeben wurde.

Mit grösster Anstrengung erreichte ich endlich kurz vor Sonnenuntergang einige stattliche Gebäude mit gut gepflegten Gärten und Feldern in der Nähe. Das musste mein Ziel sein. Ich trat ein und schritt auf eine runde Frau zu, die eben damit beschäftigt war, Wäsche zu reinigen. Mein plötzliches Erscheinen brachte sie wohl einigermaassen in Verwirrung, denn sie sah sich nach der Hausthür um. Ich überreichte ihr einen Brief, der ihr in Holländischer Sprache darthun sollte, dass meine Anwesenheit von keinerlei Gefahr sei für Land und Leute, sondern im Gegentheil von Nutzen werden könnte. Mit der gemüthlichsten Langsamkeit trocknete sie endlich die Hände, nahm dann den entfalten Brief, blickte lange hinein, beguckte die andere Seite und meinte dann auf meine Frage, ob sie ihn gelesen und verstanden habe, sie könne schon lesen, aber sie habe ihre Brille nicht bei sich. Doch lud sie mich ein, ins Haus zu treten, sie werde bald nachfolgen. Dieser Weisung folgte ich, begrüsst die Anwesenden in der üblichen Weise, nahm Platz auf einer Bank und versuchte es, mich mit denselben in ein Gespräch einzulassen. Die Kinder jedoch waren ein-

geschüchtert und zeigten durchaus keine Neigung, mir zu antworten.

Der Raum, in dem ich mich befand, war das Hauptzimmer des Hauses; von den sechs Thüren desselben führten zwei einander entgegengesetzte ins Freie, die anderen vier in Nebenzimmer und in die Küche; zwei Fenster erlaubten dem Licht nur, auf der einen Seite einzudringen, ihnen gegenüber waren zwei Schränke in die dicke Backsteinmauer eingelassen, durch deren Glasthüren eine Menge Gläser und Gläschen, Flaschen und Fläschchen, Teller und Schalen mit Goldverzierungen sich unterscheiden liessen. Ein grosser Tisch nahm die Mitte ein und mehrere lange Bänke an den Wänden so wie einige Stühle liessen auf eine zahlreiche Familie schliessen.

Die harte Eiskruste des Befremdens war bald aufgethaut, als die Hausmutter sich ihrer Reinigungsarbeit im Freien entzogen hatte und nun ihren Sorgenstuhl in einer Ecke des Zimmers einnehmen konnte. Der aufgewärmte Kaffee wurde im blank geschuerten Messingkessel aufgetragen und über einen kleinen, mit glühenden Kohlen gefüllten Behälter gestellt. Sarah, der schwarze weibliche Diensthote, erhielt nun Befehl, das „Vortuch“ und die „Cummetjes“ (Schalen) zu bringen; eine Schale ward mit dem „Vortuch“ ausgewischt, der Kaffee hinein gegossen und mir überreicht. Verschiedene Fragen, welche die gute Alte an mich richtete, beantwortete ich mit der grössten Freundlichkeit, so dass ihr Muth wuchs und der Verdacht sich verringerte; das Gespräch wurde sogar nach und nach lebhaft. — Die Nacht war unterdessen herein gebrochen und Sarah hatte die Unschlittkerzen zu bringen, ein Beleuchtungsmaterial, das von der Hausfrau selbst angefertigt wird. Bereits brodelte es draussen in der Küche, der Tisch wird gedeckt und die übliche Waschung vorgenommen. Sarah stellt eine Waschschiessel mit warmem Wasser vor die Füsse der Hausfrau, das berüchtigte „Vortuch“, ein Fetzen aus einem abgetragenen Hemde oder Betttuch, mit dem zuvor der Tisch abgewischt worden war, auf dem einige Hühner ihre Spaziergänge oder Wettläufe ausgeführt hatten, wird eingetaucht, ausgerungen, damit wird das Gesicht angefeuchtet und abgerieben. So geht es vom ältesten Glied der Familie bis zum jüngsten und dann auch zum Fremden, der natürlich keine besondere Lust dazu empfindet; allein es ist einmal Sitte und ich darf keinen Anstoss geben. Die Procedur beginnt alsdann aufs Neue, und zwar mit den Füssen, dasselbe Wasser und dasselbe „Vortuch“ wird benutzt und dieselbe Reihenfolge beobachtet. Sarah beendet ihre Runde wieder mit dem Fremden; das Wasser ist zwar schon förmlich dick geworden, nur zu! dachte ich und liess meinen ermüdeten Füssen dieselbe Wohlthat widerfahren.

Jetzt wird eine grosse Schüssel mit gebratenem Fleische

auf den Tisch gestellt, Brode werden auf einige Teller, welche zuvor mit dem genannten „Vortuch“ gereinigt (?) worden sind, gelegt und Jedes nimmt Platz auf den näher gerückten Bänken und Stühlen. Eins der Kinder spricht das Tischgebet, das man jedoch schon auswendig wissen muss, um es zu verstehen, und nun hilft sich Jedes selbst. Ich erkannte bald, dass es gut für mich war, an das beständige Tragen eines Taschenmessers gewöhnt zu sein, denn ich hatte nun nicht nöthig, das Fleisch aus der Hand stückweis abzubeissen. Beim Essen scheint keine Langsamkeit geduldet zu werden, denn im Nu ist der ganze Vorrath verschwunden. Darauf folgt ein Schüsselchen voll kalter süsser Milch, zu der Brod gegessen wird. Ein eben so unverständliches Gebet beschliesst das Essen, die Kinder suchen ihre Lager auf, auch mir Ermüdeten wird bald ein solches in einem Nebenzimmer bereitet und die Hausfrau giebt zu verstehen, dass ich mich jeden beliebigen Augenblick schlafen legen könne. Ich zögerte denn auch nicht länger, mich aus der Gesellschaft zu entfernen, aber, o weh! beim Öffnen der Thür meines Schlafzimmers drang mir eine im Übermaass mit Wanzengeruch gesättigte Atmosphäre in die Nase, so dass mir alle Lust verging, unter Dach zu schlafen. Ich mochte nicht einmal den Versuch wagen, von dem bereiteten Lager Gebrauch zu machen, sondern dankte freundlichst für das Quartier im Hause und bezog einen im Freien stehenden Zeltwagen, wo allerdings die Kälte der Nacht und der scharfe Wind meinen Schlaf sehr beeinträchtigten.

*Behaglicher Aufenthalt bei einer Deutschen Missionärs-Familie.* — Am folgenden Morgen nach eingenommenem Kaffee, der in lobenswerther Weise schon vor Sonnenaufgang bereit wird, verliess ich die Frau, um der Farm eines damals vom Amte enthobenen Missionärs der Hermannsburger Gesellschaft zuzuwandern. Ohne Führer war es rathsamer, den Fahrweg einzuschlagen, obwohl derselbe mehr als die doppelte Entfernung des Fusssteiges über die zerklüfteten Sandsteinrücken beträgt. Nach mehrstündigem Wandern aufs Gerathewohl — Wegweiser giebt es nicht und Niemand begegnete mir — entdeckte ich das reinlich aussehende neue Häuschen mit seinem frischen Grasdache. Bei meinem Anmarsche war ich bereits bemerkt worden und der Hausherr erschien auf der Schwelle, neugierig, was der Unbekannte wohl für Wünsche habe. Ein Deutscher Gruss, dem wenige Worte über meine Person und meinen Zweck folgten, genügte, um das anfänglich in seinen Mienen zu lesende Missbehagen zu verscheuchen; unter herzlichem Händedruck wurde ich ins Häuschen genöthigt und der netten Hausfrau vorgestellt. Das Innere des hellen, freundlichen Zimmers zeugte bis ins Kleinste von der ordnenden Hand der Deutschen Hausfrau und die wahrhaft herzliche

Aufnahme, die liebenswürdigste Zuvorkommenheit liess mich bald heimisch in der Familie werden. Nur Etwas fehlte, sie hatten nicht, weshalb sie sich Vater und Mutter nannten; dieses Glück war ihnen nicht beschieden.

Der aufrichtig gemeinten Einladung, bei ihnen zu bleiben, um meinen Zwecken nachzugehen, leistete ich gern Folge und sagte mit den Ausdrücken dankbarsten Gefühles zu. 16 Tage verweilte ich daselbst, während welcher ich den ganzen Distrikt ziemlich genau kennen lernen konnte.

*Eine Nacht auf dem Baum; Irrfahrten.* — Es fehlte bei meinen Ausflügen von hier aus nicht an kleinen Abenteuer; so verlor ich mich eines Tages in der dicht beholzten Fläche nördlich von der Station, die Witterung war trübe geworden und bei der grossen Ähnlichkeit, welche einzelne Partien der Gegend mit einander hatten, konnte ich die Bichtung zurück nicht mehr beurtheilen und sah mich beim hereinbrechenden Dunkel der Nacht genöthigt, zu verbleiben, wo ich mich gerade befand; das Gebrüll einiger Löwen ganz in der Nähe veranlasste mich, der Furcht vor plötzlichem Überfall Rechnung zu tragen, ich erstieg einen dicht belaubten Baum und machte es mir, so viel es eben anging, bequem auf einem breiten gegabelten Aste. In solcher Situation eine ganze Nacht zuzubringen, prägt sich dem Gedächtniss für immer ein. Den folgenden Tag suchte ich wieder vergeblich nach der Wohnung des Missionärs, irrte wieder rathlos umher und erst gegen Abend gelangte ich über einen Bergrücken hinweg, mühsam schreitend, zu einer Farm am oberen Laufe eines starken Flusses. An einen Weitemarsch war nicht zu denken und so erbat ich mir ein Nachtquartier bei dem Holländischen Farmer. Nur mit Widerstreben wurde es mir gewährt und wäre nicht ein starkes Gewitter, das erste der beginnenden nassen Jahreszeit, im Anzuge gewesen, so hätte ich wahrscheinlich zum zweiten Male im Freien kampiren müssen. Der Farmer hatte sich ein neues Wohnhaus gebaut und wies mir das alte, baufällige Haus mit morschem, theilweis bereits eingesunkenem Grasdache für die Nacht an, wo ich in einer Ecke noch so viel Schutz fand, um den heftig herabströmenden Regen nicht in voller Kraft zu fühlen. Wackere Schlafgenossen waren in dasselbe Lokal getrieben worden, nämlich einige junge Schweine, eine Entenfamilie, Hühner, ein Paar Gänse, die denn auch die ganze Nacht ein jammervolles Concert veranstalteten. Zu dieser Gesellschaft fand sich endlich noch ein Hund ein, der bald mit mir Freundschaft schloss und sich vor dem Regen flüchtend in meine Nähe legte.

*Fussreise im Gewitterregen; Ungastlichkeit.* — Am anderen Morgen, weidlich durchnässt und zitternd vor Frost, erkundigte ich mich rasch nach der Richtung, in welcher die Station liege, lief dahin mit grösster Eile, um mich

wieder zu erwärmen, und kam nach dieser gefährlichen Tour hungrig und ermüdet nach mehrstündiger Wanderung wieder an, wo ich mich durch kräftiges Essen und ungestörten Schlaf wieder erholen konnte. Einige Tage später musste ich daran denken, wieder zurück nach Potschefstroom zu kommen; um jedoch die Steppen zu passiren, musste ich anstatt eines verwegenen Marsches zu Fusse eine Fahrgelegenheit wahrnehmen und, um von solcher eher zu hören, mich zunächst wieder zu der Farm zurück begeben, bei der ich zuerst angelangt war. Der schmale, stellenweis unkenntliche Fusspfad brachte mich bald dahin, auch trieb mich ein Gewitter, das jeden Augenblick loszubrechen drohte, zu grösserer Eile an. Ehe ich jedoch die letzte Fläche überschritten hatte, entlud es sich auch wirklich über mir, ein greller, fast blendender Blitz fuhr hernieder, ein betäubender Schlag folgte unmittelbar und nicht 150 Schritt von mir flammte plötzlich das dürre Gras lichterloh auf; der Blitz hatte es entzündet. Ich gestehe, dass es mir jetzt recht unheimlich zu Muthe war, als der höchste Gegenstand in dieser Fläche, mit dem doppelläufigen Gewehr über die Schulter, einen Kompass in der Tasche und eine Menge von Erzbrocken, die ich gesammelt hatte, im Sacktuch, dem Gewitter ausgesetzt zu sein. Ein heftiger Regen fiel hernieder und löschte den entstandenen Brand, der mich bei dem heftigen Winde in Gefahr brachte. Im strömenden Regen erreichte ich bald darauf die Farm und wurde diessmal, weil der Hausherr daheim war, recht freundlich aufgenommen und beherbergt.

Ich erfuhr von ihm, dass schon in den nächsten Tagen eine kriegsgerüstete Truppe aus dem Distrikte Marico nach Potschefstroom abgehen würde, der ich mich anschliessen könnte. Noch wollte ich ein Stück des Distriktes kennen lernen, hielt mich jedoch diessmal mehr der Fahrstrasse entlang. Anfänglich folgt diese dem Thale des Kleinen Marico bis dahin, wo dieser nach Norden umbiegt und zwischen bedeutenderen Sandsteinrändern verschwindet, dann führt sie über die Wasserscheide zwischen dem Kleinen und Grossen Marico hinab ins Thal des letzteren. Ich sprach bei mehreren Farmern ein, welche sich jedoch dem Fusswanderer gegenüber nichts weniger als freundlich zeigten. Der eine schlug mir, dem „Vagabunden“, jeden Imbiss ab, um den ich ihn ersuchte; ein anderer drohte mir mit Erschiessen, wenn ich über sein Eigenthum wandle, um „nach Gold zu suchen“ (!); ein dritter entschuldigte sich mit zu grosser Armuth, als dass er mir auch nur ein Stück Brod geben könnte, trotzdem seine Kinder vor dem Hause die Hühner mit ihrem Butterbrod fütterten. Ein vierter wies mich zu seinem Nachbar, der nur eine kleine Distanz „über dem Built“ (Rändchen) drüben von ihm entfernt wohne, in der That brauchte ich aber mehr als zwei Stunden angestrengten Marsches, um zu

ihm zu gelangen, so dass es bereits dunkelte, als ich daselbst ankam. Ich bat um Nachtquartier, es wurde mir aber verweigert, weil der Mann nicht zu Hause sei, und so sah ich mich eben wieder genöthigt, mir im Freien ein Lager zu suchen.

*Eine Kriegstruppe; verzweifelter Marsch nach Potschefstroom.* — Froh darüber, dass die Nacht wenigstens keinen Regen gebracht hatte, wanderte ich bei Zeiten mit nüchternem Magen weiter, entschlossen, nirgends wieder vorzusprechen, bis ich bei der Farm angekommen sein würde, woselbst sich die zum Krieg aufgebotenen Leute einfinden sollten, was mir am späten Nachmittag gelang. Die Erzählung des Erlebten hatte gute Wirkung, ich durfte mich nach Herzenslust restauriren. Während der folgenden zwei Tage wurde die Kriegstruppe vollzählig mit 35 Mann, meist jungen Leuten. Einzelne waren beritten, die grössere Zahl jedoch vertheilte sich auf die fünf Zeltwagen, welche Proviant für den Kriegsschauplatz aufgeladen hatten. Ich befand mich nun unter völlig fremden, rohen, halbcivilisirten Kerlen und durfte daher als Ausländer auf bitterböse Gesellschaft rechnen. Doch es lief günstiger ab, man beachtete mich gar nicht und drei Tage lang, während welcher immer nur wenige Stunden weit gefahren wurde, erhielt ich nicht ein einziges Mal eine Einladung, an ihrem Mahle Theil zu nehmen, trotzdem jeden Tag ein fetter Ochse geschlachtet und aufgezehrt wurde; die Nächte hatte ich unter einem Wagen ohne Grasunterlage oder Decke zuzubringen, so dass ich endlich ernstlich für meine Gesundheit befürchten musste. Am vierten Morgen verliess ich diese Rotte und schlug die gerade Richtung durchs Feld nach einem bestimmten, weithin sichtbaren Berge in der Nähe von Potschefstroom ein, erreichte unvermuthet am nämlichen Abend eine Farm, fand gastliche Aufnahme, erhielt richtige Auskunft über den nächsten Weg nach dem Dorfe, welches ich dann auch nach siebenstündiger weiterer Wanderung betrat, nahezu erschöpft durch die erduldeten Strapazen.

Auf solche Weise ein Land zu erforschen, ist schlimmer als Zuchthausarbeit. Nun gönnte ich mir eine mehrwöchentliche Erholung. Bis zum Januar 1866 bot sich auch keine Gelegenheit, eine grössere Tour auszuführen, dann aber lud mich eine kleine Gesellschaft, welche sich mit eigenen Augen überzeugen wollte, was denn Wahres sei an der als prachtvoll geschilderten Gegend zwischen dem Limpopo und seinem östlichen Nebenfluss Matlabas, ein, an der Partie Theil zu nehmen.

Die Partie war von ganz untergeordnetem Interesse und ausser der kartographischen Wiedergabe der Route ist kein besonders wichtiges Resultat zu melden. Wir erreichten jedoch den Zweck der kleinen Expedition, indem wir uns mit eigenen Augen überzeugten, wie die Gegend beschaffen

war, und es stellte sich heraus, dass mehrere Landspekulanten beabsichtigten, die ihnen daselbst bei einer Inspektion zugefallenen Farmen bald und theuer an den Mann zu bringen, und daher die Ländereien als solche schilderten, wie sie es nicht waren und auch beim besten Willen, mit Anwendung der grössten Opfer und bei beharrlichem Fleisse noch lange nicht werden konnten.

*Erster Versuch einer Karte der Republik.* — Mit dieser letzten Reise hatte ich schon ein nettes Stück Land zu Papier gebracht, ich erfreute mich an dem raschen Wachstum der Karte und, um einem vielfach ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen, machte ich mich daran, mit einem Freunde die ganze Republik kartographisch darzustellen, in der Absicht, die Karte in der Kapstadt drucken zu lassen und zu verkaufen. Der zu erwartende Erlös sollte mich in den Stand setzen, astronomische Instrumente

anzukaufen, damit ich bei grösseren Reisen mit mehr Sicherheit arbeiten könne. Als aber diese Karte gezeichnet war, gefiel sie mir denn doch nicht und ich machte mir Gewissensbisse darüber, meinen Namen zu Etwas herzugeben, wofür ich nicht einstehen könne, wie es der Fall bei den dargestellten Theilen der Republik war, die ich noch gar nicht besucht hatte. Als dann später die Karte auch sehr schlecht im Drucke ausfiel, zog ich mich mit Erlegung der mich treffenden Unkosten zurück und überliess meine bisherigen Aufnahmen meinem Freunde zu beliebiger Verwendung. Er fertigte in Gemeinschaft mit einem Berliner Missionär eine neue an und so entstand die erste Originalkarte der Süd-Afrikanischen Republik, hervorgegangen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt <sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Original Map of the Transvaal or South-African Republic, by F. Jeppe and A. Merensky. (Ergänzungsheft Nr. 24 zu Petermann's Geogr. Mittheilungen, Gotha 1868.)

### III. Die grösseren Reisen von 1866 bis 1871.

*Bekannschaft mit Hartley, die beiden Reisen in seiner Gesellschaft.* — Bei der Rückkehr von einer kleineren Jagdpartie an den Limpopo führte mich am 15. Februar 1866 der Zufall mit dem Elephantenjäger Hartley zusammen. Wir hatten nur wenige Minuten mit einander gesprochen, wobei ich ihm meine Pläne und Wünsche einigermaassen auseinandersetzte, als er mich einlud, ihn auf seinem nächsten Zuge ins Matebele-Land zu begleiten; dort, meinte er, sei ein Feld der Thätigkeit für mich. Ich bat um Bedenkzeit, kam aber zu dem vorauszusehenden Entschlusse, den aus freien Stücken gemachten bedingungslosen Antrag des berühmten Jägers anzunehmen.

Mit der ersten Reise in seiner Gesellschaft trat ich in die zweite Klasse der Reiseschule ein; mit ihm und von ihm lernte ich die jedem Neuling einwohnende Furcht vor den Bestien der Wildniss verlieren, lernte insbesondere auch, wie man sich gegen die Eingeborenen zu benehmen habe. Von den beiden Reisen mit diesem Manne und den späteren Reisen bis zum Juni 1871 habe ich verschiedene Berichte in die Heimath gesandt, welche veröffentlicht worden sind <sup>1)</sup>, ich will daher derselben nur kurz erwähnen,

<sup>1)</sup> Erste Reise ins Matebele-Land, 1866—67, Geogr. Mittheil. 1867, S. 219, 281 und Tafel 10<sup>a</sup>.

Zweite Reise ins Matebele-Land und Entdeckung der nördlichen Goldfelder, 1867, Geogr. Mittheil. 1868, S. 93 und 145.

Dritte Reise ins Matebele-Land, 1868—9, Geogr. Mittheil. 1869, S. 154, 188; 1870, S. 1, 92, 139 und Tafel 1.

Reise im nordwestlichen Theil der Transvaal-Republik, 1869, Geogr. Mittheil. 1870, S. 165.

Fahrt auf dem Vaal-Fluss nach den Diamant-Feldern, 1870—1, Geogr. Mittheil. 1871, S. 254 und Tafel 11.

meine letzte Reise aber vom Juli 1871 bis Dezember 1872 eingehender schildern.

Mit Hartley unternahm ich 1866 die erste, 1867 die zweite Reise. Ihre Ausdehnung war sehr bedeutend, denn sie umfassten acht Breitengrade. Als einziges Instrument besass ich einen Taschenkompass. Auf dem Jagdwagen konnte mir nur der geringe Raum für ein Kistchen zur Aufbewahrung des Nöthigsten an Kleidung und Schreibmaterialien zugestanden werden. Im Jagdbezirke angekommen sah ich es weniger als meine Aufgabe an, an der Jagd auf Elephanten Theil zu nehmen, obwohl mir auch dieses Waidwerk nicht fremd blieb, vielmehr suchte ich, jede Begleitung vermeidend, die Gesteinsarten, die Vegetation, den Lauf der Flüsse und den Zug der Bergketten kennen zu lernen und aufzuzeichnen. Da die Matebele bis dahin noch Nichts von der Beschäftigung eines Reisenden oder Naturforschers wussten und ich deshalb leicht in den Verdacht hätte kommen können, ich wolle ihr Land ausspioniren, so galt es, die Wachsamkeit der von ihrem Herrscher Umsilikatse der Jagdpartie mitgegebenen Führer zu täuschen, und diess gelang so vortrefflich, dass ich für geisteskrank erklärt wurde und dadurch gewissermaassen Freiheit erhielt, Steine und Pflanzen „aufzuheben und wieder wegzuwerfen“.

*Goldentdeckung.* — Nach der Rückkehr von der zweiten Reise sah ich mich im Stande, ein Gebiet zu beschreiben und kartographisch darzustellen, von dem man bisher kaum den Namen gekannt hatte. Zugleich konnte ich mit der Entdeckung zweier Goldfelder in die Öffentlichkeit treten. Jetzt aber sah ich mich auch in die Alternative versetzt, entweder

die gemachten Entdeckungen auszubeuten und meinem früheren Plane untreu zu werden, oder aber mich zu entschliessen, pekuniäre Interessen hintansetzend in meinen Forschungen fortzufahren. Inzwischen war auch Nachricht von Geldmitteln eingelaufen, die mir aus der Heimath gesendet worden waren. Ich entschloss mich besonders in Hinsicht auf diese Unterstützung zur Fortsetzung der Reisen, anstatt mich an die Spitze einer goldsuchenden Gesellschaft zu stellen, welche mit dieser Aufforderung an mich herantrat. Theils entsprach die Fortsetzung der Reisen meinen wissenschaftlichen Neigungen, theils überlegte ich auch, dass bei den nur oberflächlich angestellten Untersuchungen in den weit ausgedehnten goldführenden Distrikten kein sicher abzuschätzendes Resultat erwartet werden konnte und jeder Versuch, Gold zu graben, in lebensgefährliche Collision mit den Eigenthümern des Goldgrundes, nämlich mit den kriegerischen Matebele, bringen musste.

*Reise nach Inyati, 1868, Kampf mit dem Hunger.* — Ich benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit, nach der Englischen Kolonie Natal zu reisen, um mir astronomische Instrumente und billige Tauschwaaren zu der ersten selbstständig zu unternehmenden Reise zu kaufen, und zwar setzte ich mir die Portugiesische Handelsstation Zumbo am Zambesi als Ziel, weil ich hoffen durfte, von dort aus am ehesten weiter nach Norden ins eigentliche Central-Afrika vordringen zu können.

Während die gangbaren Handelsartikel, Baumwollwaaren, Woldecken, Messingdraht, Glasperlen u. dgl., auf der westlichen Route, auf der gewöhnlichen, von Zeltwagen befahrenen Hauptstrasse zu der Englischen Missionsstation Inyati im Matebele-Lande per Achse gelangen sollten, suchte ich auf grossem Umwege durch die östlichen Partien der Transvaal-Republik ebenfalls dahin zu gelangen, aber zu Fusse; es war meist ganz neuer Boden, den ich betrat. Die Strapazen bei dieser 1868er Reise waren ungeheuer und ich schätzte mich glücklich, als neun gut bewaffnete Krieger der Matebele mich freundlichst einluden, in ihrer Gesellschaft meine Reise zu Umsilikatse, ihrem damaligen Herrscher (der jedoch zwischen dem 6. und 8. September gestorben war), fortzusetzen. Ohne Übertreibung darf ich diese Reise einen dreimonatlichen Kampf mit Hunger und Durst nennen. Die Trockenheit des Jahrganges war so bedeutend, dass nahezu alles Wasser verdunstet war; in Folge dessen zog sich das Wild, auf das ich vorzüglich zur Nahrung angewiesen war, in andere, weniger wasserarme Gegenden; die wenigen Eingeborenen hatten in ihrer Ernte einen so starken Ausfall gehabt, dass sie sich von unreifen Baumfrüchten, von dem weissen, sauer schmeckenden Mehl, das die Samenkörner der Fruchtkapseln vom Affenbrodbaum umgibt, von ausserordentlich bitteren Früchten einer Kigelia, von zwiebel-

artigen Wurzeln, von Graswurzeln und theilweis sogar vom Aas durch Löwen erlegter Thiere ernährten. In jenen Tagen der Noth dächten mir ein Stückchen kaum verdaulichen Büffelfells, einige kleine, ohne Salz in Wasser gekochte Fischchen, die ich in seichten Tümpeln fand, prächtige Leckerbissen; gerieth doch einer meiner fünf Begleiter auf den Einfall, die Sandalen, die er seit zwei Tagen an den Füssen getragen hatte, mittelst Röstens am Feuer und Hämmerns zwischen Steinen mundgerecht zu machen. Als einen glücklichen Fund sah ich damals die Früchte einer Leguminose (Canavallia) an, ich sammelte eine ziemliche Quantität ihrer beinharten Bohnen, kochte sie lange und trotzdem sie nicht weich werden wollten, fing ich an, sie zu geniessen, und überliess einen Theil davon meinen Begleitern, die denn auch wacker darauf los assen, aber schon nach wenigen Minuten erfolgte bei uns allen ein heftiges Erbrechen, eine noch gnädige Strafe für meine Unvorsichtigkeit. Diess wurde für mich eine Lehre, nie wieder auf solche Weise die medizinische Wirkung einer unbekanntes Pflanze zu erproben.

Mit dem Eintreffen der erwähnten Matebele-Horde hörte jedoch alle Noth auf. Schon am dritten Tage nach der Begegnung mit derselben betraten wir fruchtbareren Boden im Lande der Makalaka, von welchen später Näheres erzählt werden wird. Diese Leute, von den Matebele als Sklaven angesehen, mussten uns ohne irgend welche Entschädigung Erdmandeln, Bohnen, Reis, Hirsenmehl u. dgl. in Menge bringen und das fand Statt in jedem Dörfchen, bei welchem wir Abends unser Lager aufschlugen. Endlich an der Missionsstation angekommen wurde ich in meinen Ausflügen genau überwacht und obwohl mir auch grössere Streifpartien erlaubt wurden, sah ich doch, dass ich hier keine Gelegenheit hatte, von meinem verlängerten Aufenthalte Vortheil zu ziehen. Sechs Monate währte diese traurige Zeit der Freiheitsbeschränkung und weil durch unverzeihliche Nachlässigkeit meines Bekannten in Potschefstroom meine Güter nicht spedirt worden waren, that sich auch nirgends eine Thür auf, die mir eine Fortsetzung der Reise nach Norden ermöglichte. Ich musste nach Süden umkehren, was ich in Gesellschaft mehrerer Englischer Händler that.

*Zweimaliger Besuch der Diamantfelder.* — Mittlerweile waren die einzig in ihrer Art dastehenden Diamantfelder an der Vereinigung der beiden Hauptquellflüsse des Oranje-Stromes entdeckt worden und neben dem geographischen Interesse trieb mich auch die Hoffnung auf einen glücklichen Fund, sie aufzusuchen; ein gewerbsmässiger Diamantsucher war ich aber nicht und wollte es auch nicht werden. Da Fortuna mir nicht günstig war, kehrte ich der Gegend den Rücken und entschädigte mich durch eine Tour nach den mittleren Partien der Transvaal-Republik, wo ich Gesteins-

formationen entdeckte, die mir die Vermuthung ergaben, dass sie goldführend seien, eine Vermuthung, die sich seitdem bestätigt hat. Nun folgte eine zweite Reise nach den Diamantfeldern, wobei ich in der kartographischen Zeichnung des mittleren, damals noch als südwestliche Grenze von Transvaal angenommenen Hart-Flusses Berichtigungen vornahm. Mehrfache Versuche, Diamanten von Eingeborenen zu erhandeln, zerschlugen sich an den fabelhaft hohen Forderungen; so wurde für einen kleinen, nicht einmal reinen Diamanten von 2 bis 3 Karat ein Zeltwagen mit den dazu nöthigen Zugthieren verlangt, für einen anderen von 68 Karat, aber irregulärer Form und ganz grünlich und flockig, 100 Stück Rindvieh, einen Werth von etwa 250 Pf. Sterling repräsentirend. An eigenes Graben nach den theuren Kleinodien konnte ich auch diessmal der nur kurzen aufwendbaren Zeit wegen nicht denken und ich verliess die Felder ein zweites Mal unbefriedigt.

*Reise nach der Delagoa-Bai.* — So war der Februar 1870 herbeigekommen. Eine in Potschefstroom anwesende Portugiesische Deputation, deren Zweck war, mit der Transvaal-Regierung einen Grenz- und Handels-Vertrag abzuschliessen und über einen Fahrweg von der Republik nach der den Portugiesen gehörigen Delagoa-Bai (beiläufig gesagt, dem besten Hafen Süd-Afrika's) Vereinbarungen zu treffen, wünschte, dass ich, anstatt direkt durchs Land der Makalaka dem Zambesi zuzusteuern, vorerst einen Abstecher nach der Delagoa-Bai, resp. Lourenço Marques, mache. Ich willigte ein und brach in Begleitung eines Mitgliedes der Deputation dahin auf, indem wir den Weg über die kurz zuvor gegründete Kolonie Neu-Schottland im Südosten der Transvaal-Republik nahmen. Von diesem höchstgelegenen kohlenführenden Seedistrikt gelangte ich über die granitischen Vorberge hinab ins Tiefland zum Grenzgebirge Lobombo. Nach 22tägigem Aufenthalt auf der Höhe des wasserreichen und fruchtbaren Bergrückens überschritt ich in 6 Tagen die sumpfige, ungesunde Küstenregion bis zur Bai.

Aufs Freundlichste vom dortigen Gouverneur empfangen und im Hause aufgenommen widmete ich den dreiwöchentlichen Aufenthalt daselbst theils kartographischen Arbeiten, theils Besuchen der Umgegend, unter anderen der jetzt in Besitz der Engländer gekommenen Insel Inyak, des Schlüssels

zur Bai. Ein Versuch, von hier aus direkt in nordwestlicher Richtung ins Innere vorzudringen, scheiterte. Zum ersten Male nämlich hatte mich das Wechselfieber ergriffen, und zwar in Verbindung mit einem unfreiwilligen Radikalfasten von 8 Tagen Dauer. Acht Tage brachte ich zu ohne irgend welche Nahrung als das spärliche Fleisch einiger sogenannter Kaffer-Orangen (einer strychninartigen Pflanze). Mit äusserster Anstrengung der nahezu erschöpften Kräfte (ich fiel bewusstlos zu Boden, als ich die letzte Höhe fast erreicht hatte) überschritt ich die Draken-Bergkette, um in dem näher liegenden Transvaal-Dorfe Leidenburg Arznei und Pflege zu finden. Nach meiner Ankunft daselbst verfiel ich in dreitägige Bewusstlosigkeit. Unter den sorgsam pflegenden Händen eines Missionärs der Berliner Gesellschaft erstarkte ich rasch wieder und wenige Wochen darauf konnte ich bereits der Einladung eines Holländischen reformirten Geistlichen, ihn auf das „Hohe Feld“ zu begleiten, entsprechen. Bald fahrend, bald zu Fusse gehend erreichte ich im Oktober wieder Potschefstroom, obwohl immer noch mit dem leidigen intermittirenden Fieber behaftet, das mich durchaus nicht mehr verlassen wollte.

*Bootsfahrt den Vaal-Fluss hinab nach den Diamantfeldern.* — Eine Kur sonder Gleichen befreite mich endlich von der hartnäckigen Krankheit. In einem fast verfaulten Boote mit flachem Boden unternahm ich eine Fahrt auf dem Vaal-Fluss hinab, und zwar von der Mündung des Mooi-Flusses an bis nach Hebron in den Diamantfeldern. 21 Tage dauerte diese keineswegs ungefährliche Wasserfahrt, 33 Stromschnellen und kleinere Katarakte so wie ein Wasserfall von etwa 25 Fuss Höhe mussten passirt werden; anfänglich war der Wasserstand ein so hoher, dass ich zwischen den Gipfeln der Bäume, die auf Inseln wuchsen, dahin glitt. Meine Nahrung, die ich bei den an den Ufern wohnenden Bauern kaufte, bestand während der ganzen Dauer der Fahrt aus Milch und Brod; mit Staunen betrachteten die Leute den kecken Schiffer im gebrechlichen Fahrzeug, wenn ich so mutterseelenallein in der Mitte des Stromes dahin fuhr. Im Laufe des Vaal-Flusses konnte ich auf der Karte wieder einige Verbesserungen anbringen, leider aber waren meine Bemühungen, in den Besitz von Diamanten zu gelangen, auch bei diesem dritten Besuche vergeblich; die Rückreise nach Potschefstroom trat ich zu Fusse an.

#### IV. Reise nach den Ruinen von Zimbabye, 1871—72.

*Vervollständigung der Karte von der Transvaal-Republik.* — Es war nun Ende Januar 1871. Ich gedachte, die vierte grössere Reise auszuführen, und zwar dabei die vielbesprochenen Ruinen zwischen Limpopo und Zambesi aufzusuchen, von denen ich bereits 1868 am Limpopo einiges

Nähere erfahren hatte. Noch aber waren einige Striche der Transvaal-Republik für mich terra incognita und ich beschloss, durch einige Kreuz- und Querzüge das noch Fehlende zu ergänzen. Langsam führte ich es aus, auch schon deshalb, weil ich über den wahrscheinlichen Ausgang

des damals in Frankreich wüthenden Krieges Nachricht zu erhalten wünschte. Nach der Kunde vom Frieden liess ich mich durch Nichts mehr aufhalten. Zoutpansberg wurde im Juni erreicht, eine vollständige Karte der Republik wurde während meines Aufenthaltes daselbst angefertigt und eingesandt<sup>1)</sup> und die Vorbereitungen zur weiteren Reise getroffen. Meine Ausrüstung war ziemlich vollständig geworden und die gemachten Erfahrungen der verflossenen Reisejahre liessen mich erkennen, welches die unentbehrlichsten Gegenstände sind und welches die praktischste Kleidung ist; eine Schilderung der Kleidung, Ausrüstung, Begleitung, Lebensmittel und des Beschaffens derselben dürfte mit Interesse gelesen werden, denn diess Alles ist ja total anders beim Reisenden in Süd-Afrika denn irgendwo anders auf der Erde.

*Ausrüstung zur Reise.* — Zunächst also Einiges über die Kleidung. Den Forderungen der Eleganz und der Mode konnte ich dabei wenig nachgeben, ja nicht einmal der Forderung, die man gewöhnlich stellt, dass sich der Mensch je nach der Jahreszeit kleiden soll. Für viel praktischer musste ich es erkennen, mit nur Einem Anzuge vielleicht mehrere Jahre zu reisen. Dauerhaftigkeit ist die vorzüglichste Anforderung und deshalb kleidete ich mich mit Ausnahme der Leibwäsche in Leder. Rock, Weste und Beinkleider waren passend angefertigt aus gegerbtem, weich gearbeiteten Hirschfell und versehen mit vielen geräumigen Taschen, wovon jede ihren bestimmten Gegenstand zu bergen hatte. Eine starke Ledermütze, zum Abhalten der Sonnenstrahlen von Gesicht und Nacken mit zwei Schildern versehen, bedeckte den Kopf; die unteren Extremitäten steckten unbesockt in den starken Schuhen, diese hatten eine dreifache Sohle und waren überdiess noch mit starken Eisennägeln beschlagen. Zur Leibwäsche wählte ich den dicksten Flanell, den ich auftreiben konnte. Dauerhaft war solches Kostüm, allein bei der sprichwörtlich gewordenen Afrikanischen Hitze war das Gewicht anfänglich fast unerträglich. Nach und nach gewöhnt man sich daran und wenn man auch die beschwerende Eigenschaft der Kleidung einen Fehler nennen möchte, so wird er doch durch mehrere Vortheile weit überwogen. Das lederne Kostüm ist so weit und bequem angefertigt, dass zwischen dem Körper und ihm sich eine Luftschicht vorfindet, welche nahezu dieselbe Temperatur beibehält, ob es nun heiss wie am Mittag oder kühl wie in der Nacht ist; ferner ist die Oberfläche so glatt, dass, falls ein unartiger Büffel oder ein jähzorniges Rhinoceros den Wanderer unversehens nöthigen sollte, sein Heil in der Flucht durch gefährliche Dornbüsche zu suchen, nur wenig Anhaltspunkte geboten sind, an denen sich jene bekannten rechtwinkeligen Risse bilden könnten, wie wir sie an gewöhnlichen Kleider-

stoffen gewahren, wenn wir uns rasch durch Rosenbüsche oder Brombeersträucher drängen wollen. Noch einen gar nicht zu verachtenden Vortheil muss ich erwähnen; jene kleinen Thierchen nämlich, die sich bei der Unreinlichkeit so wohl fühlen und deren selbst der Reinlichste sich unter den Stämmen Afrika's nicht zu erwehren vermag, finden keine Umschlagsäume, worin sie Brüteplätze anlegen könnten.

Gegen Sonnenschein, Regen und Thau während der Nacht schützt ein Regenschirm von solcher Grösse, dass eine kleine Familie darunter Platz finden kann; zu weiterer Bedeckung während kalter Nächte dient eine Woll- oder Pelzdecke (Karosse). Erstere ist Europäisches oder Amerikanisches Fabrikat, letztere wird von einzelnen Stämmen aus Thierfellen angefertigt, die sie hübsch zu bearbeiten und an einander zu nähen verstehen, und zwar verwenden sie dazu die Felle von einer Zibethkatzenart, vom Klipdachs, Schakal oder Leopard.

Mit den erwähnten Dingen ist für Bekleidung und Schutz des Körpers gegen atmosphärische Einflüsse gesorgt. Ich muss mich aber auch mit Waffen und Munition versehen, denn ohne dieselben wäre ich übel daran; ich muss durchaus ein Jäger sein, der sein Ziel nur selten verfehlen darf. Vor der Hand ganz abgesehen davon, dass das Gewehr in vielen Fällen zur Vertheidigung zu dienen hat, so findet es fast täglich seine Anwendung bei der Beschaffung von Fleisch für mich und meine oft zahlreiche Begleitung. Der Anforderungen an ein Gewehr sind nicht wenige; ich muss mit ihm eben so gut den Elephanten wie ein Kaninchen, eben so wohl den Vogel Strauss als eine Wachtel erlegen können; seine Läufe dürfen nicht besonders darunter leiden, wenn die Noth dazu zwingt, anstatt einer weichen Bleikugel oder gehackten Bleies Glasperlen oder Quarzkörner zu laden; die Schlösser müssen mit grosser Einfachheit äusserste Genauigkeit und Dauerhaftigkeit verbinden, damit ein Schaden nicht so leicht vorkommen oder wenigstens von mir selbst wieder angebessert werden kann. Eine andere, wenn auch selten in Anwendung kommende Waffe ist der Revolver; bei den unwissenden Eingeborenen ist er von ausgezeichneter Wirkung, wenn er nur vorgezeigt wird. Das Drehen der Kammern erscheint ihnen continuirlich, dass man ihn wieder laden müsse, daran denkt keiner. Wenn ich nun hierzu noch die gefüllte Pulverflasche, die wo möglich 25 Kugeln enthaltende Tasche um die Lenden und ein langes Messer füge, so ist die Bewaffnung vollständig.

Denke ich mich selbst in dem angegebenen Aufzug, von Kopf bis zu Fuss in Leder gekleidet, um die Lenden ein Gürtel, in welchem Revolver und Messer stecken, eine Doppelflinte über die Schulter und mit einem grossen aufgespannten Regenschirm gegen die Sonnenstrahlen, versetze

<sup>1)</sup> Siehe Geogr. Mittheil. 1872, S. 81 und Tafel 21.

ich mich sodann in einen Pisanghain, über dem einige Palmen ihre gefiederten oder fächerartigen Blätter wiegen, so komme ich mir wie ein Seitenstück zu jenem Helden der bekannten Jugendschrift vor, der einst von Allen bemitleidet und bewundert worden ist.

Den wichtigsten Theil meiner Ausrüstung machen aber die astronomischen und meteorologischen Instrumente aus. Sie erfordern die äusserste Sorgfalt und dürfen keineswegs einem Eingeborenen zum Tragen überlassen werden. Von deren Gebrauch hängt es ja ab, sich in der weiten Wildniss zurecht zu finden, jeden Tag die Position zu bestimmen, die Entfernung von der Küste, im Falle man zur Flucht genöthigt wäre, möglichst genau berechnen zu können. Die vornehmste Stelle gebührt dem Sextanten; es ist ein niedliches, praktisch angefertigtes Instrumentchen, das sehr zuverlässig arbeitete. Ein zweites Instrument ist der künstliche Horizont, bestehend aus einer oblongen schmiedeeisernen Truhe, die inwendig mit schwarzem Lack überzogen ist, damit, wenn das Quecksilber bei seiner schwierigen Behandlung verloren gehen sollte, auch Wasser verwendbar ist. Über diese Truhe wird ein Dach von Glasscheiben, welche unter einem rechten Winkel zusammenstossen und in einen messingenen schwarz gefärbten Rahmen gefasst sind, gestellt, um den Wind abzuhalten, also Störungen der leicht beweglichen Oberfläche der Flüssigkeit zu verhindern. Ein weiteres höchst nöthiges Instrument ist der prismatische Kompass, ferner ein Taschenkompass, der bei minder genau zu machenden Beobachtungen, wie z. B. über das Streichen von Gesteinen, viel handlicher ist. Eine gute Taschenuhr von stetigem Gange ist einem Chronometer vorzuziehen, wenn auch die Berechnung der geographischen Länge durch das letztere sehr vereinfacht würde; allein ein solch genaues Instrument lässt sich nicht einmal anfertigen, oder wollte man selbst diesen günstigsten, sehr wünschenswerthen Fall des Gelingens annehmen, so müsste die feine Konstruktion bei der rauhen Behandlung, der es dort beständig ausgesetzt ist, bedeutend leiden. Daher ist ein starkes Uhrwerk in gut schliessendem Gehäuse das Beste.

Zu Beobachtungen während der Nacht dient eine kleine Blendlaterne, deren Docht aus einheimischer Baumwolle angefertigt und welche mittelst Öles aus Erdnüssen (*Arachis*) genährt wird.

Ein weiteres Instrument ist das Aneroid-Barometer, sodann ein Thermometer. Zur Untersuchung von Gesteinen und Pflanzen darf auch eine Loupe nicht fehlen, die zugleich als Brennglas verwendet werden kann, und zu den ersten überdiess ein kleiner Hammer.

Alle bisher aufgeführten Gegenstände, Instrumente und Waffen, wurden meist von mir selbst getragen und wenn auch deren Gesamtgewicht (50 bis 60 Pfund) eine grosse

Last ausmachte, so durfte ich doch hoffen, dass sie weniger leicht von Schaden betroffen werden würden, als wenn ich sie den mindestens gleichgültigen, oft muthwilligen Trägern überlassen hätte, welche sich Nichts daraus machen, zu verlieren, was sie nicht tragen wollen.

Für Bücher, worunter sich jedoch keine „leichte Lektüre“ vorfand, änderte ich das wasserdichte Etui für ein Gewehrkistchen in einen schulsackähnlichen Behälter zum Umhängen um; er barg ausser den täglich mehrmals in Gebrauch kommenden Büchern, Almanach, Logarithmen, Botanik, Gesteinslehre, noch Reisszeug, Farbenkasten, Journale, Zeichnungshefte, Dintenzeug und Handtuch mit Kamm und Haarbürste.

Als Behältniss für andere Gegenstände, wie Feilen, Nähzeug, Schleifstein, Ahle, Zangen, überhaupt für solche Gegenstände, welche zur Ausübung verschiedener Handwerke unentbehrlich sind, habe ich eine Botanisirbüchse verwendet, zur Aufbewahrung der nothwendigsten Arzneien eine verschliessbare Blechbüchse.

Im Bisherigen habe ich bezeichnet, was für meine Person und meine speziellen Zwecke unumgänglich nothwendig ist. Die verschiedenen Berufsarten, die ich auszuüben habe, folgen oft rasch auf einander: jetzt Astronom, dann Wäscherin, jetzt Botaniker, dann Schneider, jetzt Geolog, dann Schuster, jetzt Arzt, dann Köchin, u. dgl.

*Tauschartikel.* — Da ich aber auch häufig mit den Eingeborenen zu thun bekomme, so muss ich mich mit den nöthigen Tauschwaaren versehen, theils, um Nahrung von denselben zu kaufen, theils auch, um mich bei den Häuptlingen durch Geschenke in Gunst zu setzen. Es wäre freilich besser, wenn man Münzen oder Banknoten als Zahlungsmittel mitnehmen könnte, aber leider ist dem nicht so. Ein Eingeborener im weiten Inneren, wohin noch keine Kenntniss von dem Werthe einer Münze gedrungen ist, würde eine glatt polirte Messingscheibe, die ein Loch hat, damit er eine Schnur durchziehen und sie als Schmuck um den Hals tragen könnte, einer Goldmünze weit vorziehen und ein schneeweisses oder auch farbiges Papier, aufgerollt wie zu den Federbüschen der papiernen Generalshüte der Knaben, wenn sie Soldaten spielen, das er mit einer Schnur über die Stirn befestigen könnte, wäre ihm lieber als eine Banknote von hohem Werth. Solche Tauschartikel sind nun: ganz schlechte Baumwollstoffe von einfacher weisser, indigoblauer, selten schwarzer Farbe oder auch gestreift in verschiedenen Farben, die sie gern zu Lendentüchern benutzen; grellroth gefärbte oder auch bunte Sacktücher der billigsten Sorte, die gern um den Kopf gebunden werden; Glasperlen von verschiedener Farbe und Grösse, die an Schnüre gereiht bald um den Hals, bald um die Lenden getragen werden; Messingdraht zu Arm-, Hals- und Fuss-

ringen für das schöne Geschlecht. Zur Verpackung dieser Waaren dienen alsdann wasserdichte Matten, angefertigt aus Schilfgräsern oder Palmlattfedern, und dicke Bänder aus Baumbast oder zähen Gräsern.

*Träger.* — So wäre die Ausrüstung für meine letzte Reise beendet gewesen, aber besondere Schwierigkeiten machte noch die Beschaffung von Trägern. Albasini, bei dem ich mehrere Wochen weilte, brachte mir erst nach längerem Zögern und nur mit Anwendung von Drohungen und Schlägen die erforderlichen neun zusammen; theilweis erhielten sie ihren Lohn voraus, den Rest desselben sollten sie bei ihrer Rückkehr gegen Vorzeigen eines Papierses mit ihrem Namen von Albasini erhalten. Ein im Dienste eines Holländischen Bauern stehender farbiger Jäger diente als Dolmetscher.

*Die „Spelunke“.* — Am Sonntag den 30. Juli, Nachmittags 3 Uhr, nahmen wir Abschied und wanderten noch zwei Stunden weit zu einem Dörfchen, um wenigstens einen Anfang gemacht zu haben. In dem sehr bevölkerten Distrikte der kleinen „Spelunke“ wurden wir natürlich häufig von den Leuten angedredet, welche in ihren Gärten beschäftigt waren, und öfters wurde sogar der Versuch gemacht, meine Träger durch Spottreden zum Abfall zu bewegen, doch hielten alle standhaft aus. Die „Spelunke“ ist eine herrliche, fruchtbare Gegend, von den Zoutpansbergen herab strömen unzählige Flüsschen dem Limvubu zu, den reichsten, fettesten Boden bewässernd. Überall werden Bananen angepflanzt, die bis jetzt angestellten Versuche mit Kaffee und Zucker sind günstig ausgefallen. Um zu dem Häuptling Lomondo zu gelangen, mussten die Vorberge der Kette erstiegen werden. Auf allen kleinen Vorsprüngen dieser dicht bewaldeten Abhänge finden sich kleine Kafferdörfer, jenes von Lomondo liegt am Fusse eines unersteiglichen Felsenkopfes mitten im dunkelsten Urwald, aber seine Hütten sind elend aus einigen in den Boden geschlagenen Pfählen erbaut, über welche etwas Gras gelegt ist, das von jedem stärkeren Winde weggeweht werden könnte. Der übermässige Schmutz, der sich überall zeigte, war nicht besonders einladend zu längerem Verweilen, dennoch musste ich bleiben, da ich bereits hier erkannte, welche Rolle mein Dolmetscher zu spielen beabsichtigte und welcher Vorsicht es daher von meiner Seite bedurfte, ihn mir nicht zum Feinde zu machen.

Lomondo erschien bald, ein grobgebauter Kerl mit ganz thierischem Ausdruck des Gesichts. Während seine Esswerkzeuge bei auffallend aufgeworfenen Lippen zu vollständigster Ausbildung gelangt sind, verdeckt ein roth gewesenes Tuch die ohnehin niedrige Stirn. Sein Benehmen entspricht völlig dem, was man aus seinen thierischen Zügen herauszulesen im Stande ist; er würde eine treffliche Kreatur ab-

geben, um den Kannibalen zu spielen, und ich kann kaum an der Aussage meines Dolmetschers zweifeln, dass er es auch wirklich ist, habe ich doch auch schon von anderer Seite her gehört, dass die sogenannten Bergkaffern es alle noch seien. Er änderte indess sein Benehmen gegen mich bald, als er erfuhr, dass ich kein „Boer“ sei, beschenkte mich auch mit einer magern Ziege, ass nachher wacker mit und grinste mir für ein ihm gewordenes Gegengeschenk an Perlen ein „danke“ zu.

*Geduldsproben.* — Am folgenden Tage brachten vier Stunden Gehens in ähnlicher Hügelgegend und an vielen Dörfchen vorüber die kleine Karawane zu einem der mächtigsten Häuptlinge der Baromapulana, nämlich zu Sewaas (Schéwas); doch bevor wir von Lomondo aufbrachen, gab es noch äusserst wichtige Arbeiten für meine Träger. Der eine hatte seinen Schnupftabak noch nicht bereitet, der andere seine prophetischen Hölzer, Beinchen, Muscheln, Wurzeln vorerst zu befragen (denn er wurde gehörig von Lomondo's Leuten bearbeitet, um mir untreu zu werden), ein dritter musste erst seinem in der Nähe wohnenden Halbbruder die Sorge für seinen Besitz, der in einer einzigen Ziege bestand, für die Zeit seiner Abwesenheit ans Herz legen; ein vierter hatte eine Liebschaft angefangen und mochte seiner Schönen gern einige Perlen als Abschiedsgeschenk verehren, wozu er natürlich meine Hülfe in Anspruch nehmen musste; mein Dolmetscher hatte seinem Freunde ein Stück Blei von bestimmter Grösse versprochen, hatte es jedoch zu Hause ganz vergessen; alle aber hatten noch nicht gegessen und getrunken. Da heisst es, sich mit Geduld wappnen, nur kein schiefes Gesicht machen, nur die Hand zum Geben hübsch offen halten. Die Leute wissen, dass ich ihrer bedarf, dass sie mir unentbehrlich sind.

*Auf dem Marsche.* — Endlich ist Abschied genommen, die ganze Bevölkerung, gross und klein, bildet nun Spalier und unser Zug kommt in Bewegung, jeder Träger seinen Pack auf dem Kopfe oder auf der Schulter, ich selbst schreite hinterdrein, um ein wachsames Auge auf Jeden zu haben, der etwa echappiren möchte. Sie rennen förmlich dahin auf den breitgetretenen Fusspfaden, die durch den heftigen Thau sehr schlüpfrig geworden sind und rechts und links von Gras, dichtem Gebüsch und verschiedenen dornigen Schlingpflanzen (Smilax) wie von einer Mauer eingefasst sind, so dass jede Aussicht in die Ferne gehemmt wird. Da gewahre ich plötzlich einen Pack an der Seite des Pfades, aber keinen Träger dazu, der Zug kommt ins Stocken. Sollte der Mann davon gelaufen sein? Doch nein! da kommt er nach einigen Minuten fast athemlos zurück, in der Hand seine primitiv construirte Wasserpfeife, die er hatte liegen lassen, er bedauert jedoch, dass er keinen Hanf, das beliebte Kraut zum Rauchen, besitze. Glücklicher

Weise erbietet sich ein anderer, seinen Vorrath mit ihm zu theilen oder wenigstens in Gemeinschaft die schöne Tugend des Betäubens zu üben. Er nimmt seine Last auf und wir ziehen weiter. Störungen wiederholen sich bei jedem kleinen Dörfchen, das passirt wird. Wo hätte ein Schwarzer keine Verwandten, wo wäre er nicht geneigt, zu rauchen und zu schnupfen? Wann wäre er nicht durstig genug, den angebotenen Topf mit gegohrenem Getränke (ubutyala) bis zur Hefe zu leeren, oder hungrig genug, eine voluminöse Schüssel voll gekochter Maiskörner, Bohnen oder Brei in sich aufzunehmen? Darin leisten diese Leute bei ihrem unglaublich dehnbaren Magen auch Unglaubliches. Dann und wann erscheint während des Marsches ein Eingeborener aus dem Gebüsch, gesellt sich eine Strecke weit dem Zuge bei, mit äusserster Aufmerksamkeit betrachtet er Alle und Jeden, befragt sich um das Woher? und Wohin?, um Quantität und Qualität der verpackten Gegenstände u. dgl. und verschwindet dann eben so plötzlich wieder, um die gemachte Entdeckung schleunigst weiter zu telegraphiren.

*Beim Häuptling Sewaas.* — Wir kamen am Fusse des Bergabhanges an und da zeigt man mir nun hoch oben eine Stelle am Fusse einer Felswand, wo im dichtesten Walde der zu besuchende Häuptling sein Nest hat. Wir steigen bergan, geschäftig und eiligen Schrittes ziehen Leute, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, an uns vorüber, immer jedoch Erkundigungen einziehend. Nach etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden Steigens, nicht weit unterhalb des Felsendorfes, rieselt ein hübsches Wässerchen im felsigen Bette herab. Hier habe ich zu warten, bis mich mein Dolmetscher bei Sewaas angemeldet hat, und ich benutze diese Zeit dazu, meine Toilette zu machen. Sobald mir nun durch den Ceremonienmeister, der hier der Halbbruder des Häuptlings war, die Nachricht überbracht wurde, dass Seine Majestät über meinen Besuch erfreut sei, wird mir Stock, Regenschirm, Gewehr, kurz Alles, was ich in der Hand trug, abgenommen und in ProzeSSION vorangetragen. Die Sitte erheischt, dass das Gewehr beim Betreten des Dorfes ungeladen sei, und so erlaube ich denn dem Ceremonienmeister, zwei Salven zu geben; wir werden vollends in die Mitte des Dörfchens geführt. Es wird Einem fast ängstlich zu Muthe, wenn man die verschlungenen Wege zwischen den Hütten, über Felsstücke, durch dichten Busch näher betrachtet und sich vorstellt, dass man möglicher Weise während der Nacht zu flüchten habe. Ich wurde endlich dem noch unbekanntem Herrscher vorgestellt und wo befand sich dieser Mächtige über ein Volk von etwa 20.000 Seelen? In seinem Empfangszimmer, seinem Audienzsaal oder, um zu keiner irrigen Meinung Anlass zu geben, an jener mit einer Steinmauer und theilweis einem Pfahlzaun umgebenen Stätte, welche für die Nachtruhe seiner kleinen Viehherde bestimmt ist.

Er hat sich in sein schönstes Staatskleid geworfen und ladet mich herablassend ein, Platz zu nehmen. Einer meiner Träger bringt nun, weil ich es verschmähte, mich auf den blossen Dünger zu setzen, einen meiner Päckchen herbei, auf dem ich mich niederlasse.

Während der Abwesenheit meines Dolmetschers, der wahrscheinlich erst seine Besuche bei Verwandten zu machen hatte, musste ich, weil ich den Dialekt der Baro-mapulana nicht verstand, stillschweigen, erhielt aber dabei Musse, meinen Wirth näher zu betrachten. Er war eine drollige Figur. Ziemlich fettleibig, welche Eigenschaft seine Breite mit seiner Grösse rivalisiren lässt, zog doch sein Kopf zunächst meine Aufmerksamkeit auf sich. Sein Vollmondsgesicht war bei aussergewöhnlich starkem Bartwuchse vom Bart fast zur Hälfte bedeckt. Seine von Natur kurzen Löckchen sind verlängert mittelst zierlich gedrehter Schnürchen aus Baumbastfasern, welche durch kleine Lehmkügelchen beschwert und mittelst Fettes oder Milchrahms in wünschenswerther Geschmeidigkeit erhalten werden. Dieses dick aufgetragene Surrogat für Pomade oder Haaröl schmilzt in der Sonnenwärme und hinterlässt glänzende Spuren seines Abträufelns in Gesicht und Bart. Die roth unterlaufenen schwarzen Augen gucken matt aus der aufgedunsenen Haut der nächsten Umgebung hervor, seine etwas platte Nase zeugt von kolossalem Verbrauch von Schnupftabak und häufiger Reinigung mit dem eisernen Löffelchen, das ihm an einer Kette von Eisen-, Messing- und Kupferperlen am Halse hängt. Zwischen seinen nur wenig dicken Lippen zeigte sich eine ununterbrochene Reihe der schönsten Zähne, das Einzige, um das ich diesen Fürsten beneidete. Sein Anzug war ziemlich unvollständig, insofern ein Soldatenkappe auf seinem Kopfe und ein alter fadenscheiniger, zerrissener, auf der einen Seite verbrannter Winterrock ihm genügten. Das Käppi war mit weissen und rothen gebogenen Federn geschmückt und letztere einigermassen symmetrisch arrangirt; für den grossen, mit falschen Locken gezierten Kopf war diese Bedeckung allerdings zu klein, ein zu entschuldigendes Missverhältniss, da ja heut zu Tage die Mode solches gestattet und sogar schön findet. Immer fröhlich, heiter, mit seiner Umgebung scherzend stand seine Zunge nie still und bei der starken Entwicklung von Speichel und da er häufig mit der Zunge ansties, war ich nicht selten einem kleinen Sprühregen ausgesetzt. Oftmals bot er mir eine Prise Tabak an, und zwar aus einer Dose, die früher zur Aufbewahrung von Zündhütchen gedient hatte, allein ich zog es vor, mir mein Pfeifchen anzustecken, um durch starke Rauchwolken das Aroma seiner Ausdünstung zu paralysiren.

Bald erschien auch eine Hebe, eine seiner Töchter von etwas hellerer Hautfarbe als das gewöhnliche Braun ge-

brannter Kaffeebohnen. Einer Statue gleich kniet sie vor dem Mächtigen nieder, jeden Augenblick auf ein gegebenes Zeichen bereit, die grosse, heisere, durstige Kehle zu laben. Häufig nahen sich Unterthanen, auf den Knien rutschend, tief gebückt das Gesicht zur Erde gewendet, die Hände bittend ausgestreckt; in einer Entfernung von etwa sechs Schritt beginnen sie, dem göttlich Verehrten überschwingliche Titel zuzurufen, die nach unseren Begriffen allerdings höchst unehrerbietig genannt werden müssen, nämlich: Du bist ein Elephant, ein Löwe, ein Stier, ein grosser Pavian u. dgl. Erst nach langem Bitten schenkt er Gehör, der Bittsteller darf sich nahen, ihm sein Anliegen ins Ohr flüstern, ein kurzes Stillschweigen tritt ein, dann folgt die Antwort des Herrschers, der Bittsteller entfernt sich in derselben Weise, wie er gekommen, und die lustige Unterhaltung wird fortgesetzt.

*Bauart der Hütten.* — Es war Nachmittag, als ich ankam, und sehr erwünscht war es mir, dass die Sonne sich nun zum Untergang neigte und ich mich nach dem mir bestimmten, einstweilen gereinigten Quartier begeben konnte. Es war diess eine kleine Hütte von runder Form mit spitz zulaufendem Dache. Ihre Bauart ist folgende: Ein Raum zwischen Felsblöcken wird geebnet und mit einer dicken Schicht feuchten Lehms bedeckt. In diese Schicht werden alsdann gleich lange Pfähle in Form eines Kreises eng an einander gesteckt und durch Bastbänder fest unter einander verbunden. Die auf solche Weise entstandene Pallisade wird alsdann von aussen und innen mit Lehm beworfen und dieser zwischen die Pfähle eingedrückt und geglättet; wenn trocken geworden, wird er mit frischem Viehdünger überstrichen. Über den etwa 4 Fuss hohen Cylinder setzt man das Skelett des konischen Daches, aus langen dünnen Stöcken angefertigt, und bedeckt dieses von aussen mit dicker Grasschicht. Durch den vorstehenden Rand des Daches entsteht eine Veranda, die die Wand der Hütte vor Regen schützt. Der Eingang ist so niedrig, dass man nur knieend ins dunkle Innere gelangen kann. Das war ein menschliches Wohnhaus, dem fast alle auf dieser Reise gesehenen glichen, nur dass man bei ein Paar Stämmen, den Makalaka und Batoka, nicht weiss, ob das Gebäude nicht eher dem Zweck eines Ziegenstalles entspricht, denn der hierfür bestimmte Raum in der Hütte übertrifft den für das Lager der Menschen belassenen weit an Grösse.

*Abendbesuch, nächtliche Störungen.* — Nachdem ich noch einmal die Verpackung meiner Habe genau besichtigt hatte, ordnete ich dieselbe im Inneren der Hütte und froh über die Befreiung von der Menge gaffender hässlicher Gesichter wollte ich mich der Ruhe überlassen, aber nein! da kriecht, durch seine kreischende Stimme sich ankündigend, der Störenfried in Gestalt des plumpen Kerls, des

C. Mauch, Reisen in Süd-Afrika.

dicken Häuptlings, mit Mühe durch die enge Pforte herein und wirft sich schwerfällig auf den Boden nieder, gerade der Öffnung gegenüber. Ihm folgt auf dem Fusse ein altes Weib mit einer Topfscherbe, die mit glühenden Kohlen gefüllt ist, und um den dunklen Raum etwas zu erhellen, werden kleine Holzstücke gebracht und ein Feuerchen angefacht, dessen Rauch mir jedoch bald unerträglich wird. Ich zünde meine Blendlaterne an und werfe Scherbe und Feuer zum Erstaunen meines Besuchers aus der Hütte. Doch ich darf nicht allein sein mit Seiner schwarzen Majestät, in weniger als 10 Minuten hat sich eine solche Menge alter Weiber und Männer herein gedrängt und in ihrer Weise Platz genommen, dass ich mir selbst wie ein in den Bock Gespannter vorkomme. So unausstehlich mir nun auch diese Situation wird, ich muss sie erdulden. Berauschte Getränke werden herbeigebracht, der Alte ist davon bereits beeinflusst, seine Reden werden unanständiger, seine Zunge lallend, seine Betteleien häufiger, seine Neugierde grenzenlos, die Atmosphäre ist kaum mehr athembar, stundenlang hält diese Qual an, bis er sich endlich entfernt und alle Anderen ihm folgen. Nun gedenke ich, des Gesindels los, in der Hütte mein Lager aufzuschlagen. Ermüdet strecke ich mich darauf aus, von Entkleiden ist selbstverständlich nie die Rede.

Da bin ich nun, überdenke die Ereignisse des verfloffenen Tages und schmiede Pläne für den folgenden, aber jetzt tritt ein neuer Übelstand ein, das Tagesgesindel hat nur dem Nachtgesindel Platz gemacht; es kitzelt, es beisst, es sticht, es saugt an allen Theilen des Körpers, eine ganze Menagerie von Ungeziefer ist auf mich losgelassen und hält den Schlafriegen in beständiger Bewegung. Es ist nicht mehr zum Ertragen, ich raffe mein Bettzeug zusammen und suche Zuflucht im Freien; draussen vor dem Eingange, gleichsam noch als Wächter meiner Habseligkeiten, finde ich zuletzt doch noch etwas Schlaf. Doch nur kurze Zeit konnte der Schlummer gedauert haben, da fühle ich mich plötzlich auf der Brust berührt, fahre erschreckt und nach dem Gewehr greifend auf, erkannte jedoch bald, dass mir keine Gefahr drohte; eine Tochter Eva's bemühte sich nur, mir eine Nähnadel aus dem Rocke zu ziehen. Sie hatte dieselbe den Abend zuvor beim Dämmerlicht in der Hütte glitzern sehen und wagte zwar nicht, in Gegenwart ihres Herrn darum zu betteln, hatte aber den Muth, auf diese allerdings ungewöhnliche Weise in ihren Besitz zu gelangen.

*Gastfreundschaft.* — Kaum hatte sich die kleine Diebin entfernt, so erschien auch schon wieder der Häuptling selbst, postirte sich auf einen grossen Felsblock und wartete stillschweigend, bis er eine Bewegung des Erwachens an mir wahrnahm. Er nähert sich und giebt durch Zeichen

zu verstehen, dass es Zeit sei, sich vom Lager zu erheben, er weist dabei auf die eben prachtvoll aufgehende Sonne hin. Ein weiterer Tag der Plage hat für mich seinen Anfang genommen, an ein Weiterziehen darf ich nicht denken, da er mich doch zuvor von seiner Freundschaft überzeugen müsse. Er liess mir aber doch einige Zeit, um Notizen zu machen; um ihn sammeln sich aber auch wieder eine Menge seiner Leute, die neue Mähr zu hören und den Wanderer zu begaffen. Was der Häuptling den Abend zuvor bewundert hatte unter den verschiedenen Gegenständen, die ich aus den vielen Taschen producirt, wurde nun mit bewundernswerthem Gedächtniss aufs Eingehendste besprochen, theilweis wurde ich auch, wo eine Beschreibung nicht gegeben werden konnte, aufgefordert, das fragliche Objekt wieder vorzuzeigen.

In dieser Weise hielt es fast den ganzen Vormittag an mit Ausnahme einer angenehmen Unterbrechung. Ein Frühstück war speziell für mich bereitet worden und dasselbe von vier Mädchen servirt. Zwei derselben trugen in ganz neuen flachen Holzschüsseln kuchenartige Gebäcke aus Maismehl von schön weisser Farbe, die dritte hielt ein neues irdenes Töpfchen voll saurer Milch und die vierte eine Kürbisflasche voll frischen Bieres. Alles sah so appetitlich aus, wie ich es zuvor niemals unter Schwarzen bemerkt hatte. Die Kellnerinnen knieten vor mir nieder, des Augenblickes harrend, wo ich zugreifen würde. Ich kostete von Allem und Alles mundete vortrefflich. Als ich mich gesättigt fühlte und das Zeichen zum Entfernen gegeben hatte, entstand allgemeine Verwunderung über die geringe Quantität, die ich zum Stillen des Hungers verzehrt hatte, und jeder der gaffenden Zuschauer wäre gern an meiner Stelle gewesen, um dem so sorgfältig bereiteten Frühstück alle Ehre anzuthun und weder einen Bissen noch einen Tropfen davon übrig zu lassen.

Bald darauf wurde ich gerufen, um über ein Öchslein, das mir Sewaas zum Geschenk übermachen wollte, mein Urtheil abzugeben. Es war ein hübsches Thierchen von kleiner Race, etwa dreijährig, vollkommen schwarz mit Ausnahme eines weissen Sternes und, was das Beste daran war, von ausgezeichneter Beschaffenheit. Ich drückte meine Zufriedenheit damit aus und gab zugleich den Befehl, es nach ihrer Weise zu tödten. Ein Speer wird dem Thiere in die Weichen geworfen, die Wirkung des Wurfes ist bald ersichtlich, es wird schwach und legt sich nieder; nun sind Helfer und Helfershelfer thätig, sie halten das Opfer fest gegen den Boden, die Kehle wird durchgeschnitten, das Blut in einer Schüssel aufgefangen und nachher leicht über dem inzwischen angezündeten Feuer gekocht und auf der Stelle verzehrt. Die Haut wird abgezogen und fällt dem Häuptling anheim, der darum bettelte.

Das Fleisch wird zerlegt und die einzelnen Stücke am nahen Pfahlzaune aufgehängt. Nun aber beginnt allgemeine Nachfrage, alle Weiber des Häuptlings, seine Verwandten, kurz alle Anwesenden verlangen ein Stückchen, so dass, bevor der Abend herangekommen war, Nichts mehr davon existirte. Der Geber selbst ass ohne Unterlass und trank fabelhafte Mengen seines Bieres. Mein Gegengeschenk bestand in einer blauen Woldecke, wozu er noch Pulver und Blei erbettelte.

Dass unter derlei Umständen keine Fragen über die Umgegend ihre Erledigung finden konnten, noch auch ich selbst mich hätte näher umsehen können, ist leicht begreiflich; ja es war mir schmerzlich, von diesem fürstlichen Barbaren mehrere Tage unter dem Vorwande der Freundschaft zurückgehalten worden zu sein. Das Betteln um Glasperlen hört von Seiten der Bevölkerung, besonders der weiblichen, gar nicht auf und schlägt man auch nur ein einziges Mal eine Bitte ab, so trifft Einen augenblicklich das Prädikat *geizig*. Sie haben sogar die Meinung, dass dem Weissen die Güter niemals zu Ende gehen, ja dass er im Stande ist, über Nacht wieder neue zu fabriciren. Um aus dem Dorfe fortzukommen, ohne von Sewaas neue Schwierigkeiten in den Weg gelegt zu sehen, musste ich zu einer Lüge meine Zuflucht nehmen und ihm recht baldige Wiederkehr versprechen.

Ich brauche bloss zu erwähnen, dass ich bei derartigen Gelegenheiten für meine Träger nicht im Geringsten zu sorgen hatte, sie fanden überall Nahrung in Hülle und Fülle und nur der Nachtheil erwuchs für mich daraus, dass sie gern länger bleiben mochten, und noch öfter liessen sie sich überreden, die Umkehr nach Hause anzutreten. Ich durfte mich z. B. nur mit dem Regendoktor nicht gut vertragen, so konnte ich sicher sein, dass er ihnen durch seine prophetischen Hölzer Unglück für die Reise voraussagte.

*Das Limpopo-Thal.* — Am 7. August durfte ich endlich wieder weiter ziehen; wir bewegten uns zunächst an dem südöstlichen Abfall der Berge hin, durch ein herrliches, fruchtbares Land, wo die Bewohner gewiss nie Mangel an vegetabilischer Nahrung haben können. Eine Menge von Dörfern, im dichten Wald angelegt, bekunden die zahlreiche Bevölkerung. Nach und nach aber, mit dem Vorkommen des rothen und violetten Sandsteins und dem Übergang auf die nördlichen Abhänge der Berge wird die Vegetation weniger luxuriant und trägt den Charakter grosser Trockenheit an sich, überall jedoch trifft man noch auf Pisanghaine, auch der Baobab und Euphorbien werden häufig. Beim Häuptling Tekwe, der noch unter Sewaas steht, traf ich auf eine Jagdgesellschaft, die ebenfalls zunächst die Gegend beim Bahloëkwa-Häuptling zum Ziele hatte, auch war mir eine von Sewaas mitgegebene Parasitenbande von sechs

Mann nachgefolgt, so dass wir im Ganzen 40 Personen zählten, die alle erwarteten, von mir ernährt zu werden. Wir hielten uns so ziemlich in nördlicher Richtung, immer weniger hübsch wurde die Gegend, seltener waren fließende Gewässer, theilweis in feinen tiefen Sand lösten sich die weichen weissen, oft gefleckten Sandsteine, welche höhere oder niedrigere, dabei aber ziemlich bewaldete Ränder bildeten. Nachdem endlich bei Sukene der letzte Hügelrand überschritten war, kamen wir hinab ins Thal des Limpopo, eine Fläche, wo ausser dem Flüsschen Nuanetsani kein Wässerchen zu finden war, unfruchtbar und steinig, mit Kalktuffbrocken und Basaltstücken bestreut, wo kaum etwas Gras und einige Mopani-Gestrüppe fort kamen und nicht die geringsten Spuren von der Anwesenheit thierischer oder menschlicher Geschöpfe zu beobachten waren. Dabei war die Hitze eine fast unerträgliche (93° Fahr. im Schatten) und gänzliche Windstille. Am 10. erreichten wir endlich kurz vor Mittag den Bempe oder Limpopo selbst. Die Beobachtung, die ich in der Mitte des etwa 250 Schritt breiten Flussbettes anstellte, ergab die geographische Breite von 22° 18' 49", nach dem Aneroid-Barometer war die Höhe 1780 Fuss. Etwa vier Stunden Marsches unterhalb dieser Passage soll sich der Wasserfall befinden und von dort an abwärts verbreitert sich der Fluss bis auf 1200 Schritt. Die Gegend von hier ab bis zu den ersten Kuppen der Granitregion bei Dumbo ist eine trostlose zu nennen. Einförmig in den gneissartigen Gesteinen, flach-wellig, wasserarm, unbelebt, wird der Marsch zu einer wahren Qual, und um die Gegend bald hinter sich zu haben, muss man vom Morgen bis zum Abend beständig auf den Beinen sein. Wohl hat man dabei die Nebenflüsse Buby und Nuanetsi zu passiren, aber es sind breite Sandflüsse, in denen kaum hie und da einige Tümpfel sich finden. Trifft man auf Dörfer, so sind sie meist verlassen, oder wenn bewohnt, wie bei Malingotse, so sind die Weiber genöthigt, ungeheure Distanzen zurückzulegen, um nur ihren äusserst reducirten Bedarf zu decken. Auf der ganzen Strecke von etwa 70 Engl. Meilen konnten nur eine Harris-Antilope und ein Zebra so wie 14 Frankoline erlegt werden, im Übrigen mussten die 40 Leute sehen, wie sie ihren Hunger stillten. Dazu halfen ihnen einige mitgenommene Bohnen, Maiskolben und ausgegrabene Wurzeln. Auch mein Vorrath an Bohnen war erschöpft, als ich endlich am 18. August bei Dumbo anlangte. Während 1½ Tage, wobei die letzte Nacht ohne Wasser zugebracht werden musste, marschirten wir durch einen förmlichen Wald von prächtigen Mopani-Bäumen, dann aber mischten sich damit die feingefiederten Cäsalpini, welche von hier an bis gegen den Zambesi hin der Vegetation ihren eigenthümlichen Charakter verleihen.

*Undank.* — Bei Dumbo angekommen hielt ich es fürs Beste, seinen Sohn Penduka, der geraubt worden war und den ich ihm nebst vier anderen Kindern des Dorfes zurückbrachte, unter dessen eigener Führung auf die Bergspitze zu bringen, wo sein Vater hauste. Die Freude unter den Weibern war eine grosse, sie sprangen um ihn herum, tanzten, schrieten, küssten, betasteten ihn von allen Seiten, klatschten in die Hände; die Männer blieben ruhiger und Dumbo selbst schwieg und lächelte und beschaute die Scene von ferne. Bald stieg ich den Berg auf Pavianspfaden wieder hinab und liess die anderen vier Kinder ihre Hütten aufsuchen. Alle hatte ich noch beschenkt und — sollte man es glauben? — ich musste mich hungrig auf mein Lager begeben und konnte nicht einmal Etwas kaufen. Erst am folgenden Morgen erschien Dumbo mit drei Töpfen voll Bier und einem Elefantenzahn, der etwa 15 Pfd. wog. Das überreichte er mir als Anerkennung, dabei bettelte er aber um Pulver und Blei, sein Sohn bettelte, die mit ihm Gekommenen bettelten, bald kamen auch die anderen vier Kinder mit ihren Eltern und bettelten, in Keinem aber regte sich der Gedanke, sich mir durch ein Körbchen voll Bohnen oder Mais erkenntlich zu zeigen. Was ich nöthig hatte, musste ich theuer bezahlen und Dumbo selbst war in kurzer Zeit so sehr angetrunken, dass er beinahe mit mir in Streit gekommen wäre.

*Schöne, belebte Landschaft.* — Bis hierher nur wollten mich die Leute, die ich von Albasini gemiethet hatte, begleiten, hier kehrten sie um. Da war ich denn mir selbst überlassen, ohne Dolmetscher, und nur einige Kenntniss der Zulu-Sprache verhalf mir zur Verständigung. Zum Glück konnte ich mehrere Leute von Dumbo miethen, um mich wenigstens bis zu dem Häuptling Mapansule im Gebiete der Makalaka zu bringen. Nach 2¼ Tagen erreichten wir in der malerischsten Granitgegend das Dörfchen eines Häuptlings Sumba (Löwe); hohe Kuppen, bis zu 800 und 1000 Fuss über die Fläche in grosser Unregelmässigkeit emporragend, bald als kahle Glocken, bald als zerklüftete und prachtvoll bewachsene Berge, von denen klare Wasser in Menge herabrieseln, fruchtbarer Boden, worin die Maisstengel zu ausserordentlicher Höhe und Dicke heranwachsen; einzelne Quellen am Fusse von mächtigen Felsblöcken, beschattet von grossen Sisygien (Wasserbäumen) mit ihrem herrlichen dunklen Laubdach. Jetzt war es wieder lebendig, wohlgenährte Ziegen und fette Schafe, reinlich aussehende, glänzende Kühe waren, wenn auch in geringer Zahl, vorhanden, weideten in den Gärten oder grasigen Halden und zeugten dafür, dass Klima und Futter ihnen zusagten. Fusspfade, die sich kreuzen, bekunden eine zahlreiche Bevölkerung, obwohl man ihre Hütten, die sie hoch oben zwischen den zerklüfteten Felsen errichten, nicht zu sehen bekommt.

*Verlassen und bestohlen, verzweifelte Lage.* — So sehr mir nun auch die Gegend gefiel, so gerieth ich doch bald in eine Situation, die es mich fast bereuen liess, mich hierher gewagt zu haben. Dumbo's Leute, zu denen unterwegs noch einige andere unter der Führung eines 12jährigen impertinenten Häuptlings-Sohnes gestossen waren, verliessen mich bei Sumba, doch nicht ohne die abgefemtteste Spitzbüberei und den raffinirtesten Diebstahl an mir zu begehen. Sie hatten versprochen, mein Gepäck bis zu Mapansule zu bringen, welcher Häuptling noch  $3\frac{1}{2}$  Stunden entfernt wohnte. Hier weigerten sie sich und verlangten Bezahlung. Die unverschämte Weise, in der sie diess thaten, bewog mich zu dem Versuch, sie zum Halten ihres Versprechens zu zwingen. Sie entfernten sich und liessen sich erst des Abends wieder blicken, gelobten aber aufs Neue, am folgenden Morgen versprochenermaassen mit mir weiter zu ziehen. Ich glaubte es und liess ihnen zum Zeichen, dass ich ihnen nicht grolle, Bier vorsetzen, jedoch wollte ich die Hälfte für den folgenden Morgen als Stärkung für den Marsch aufbewahren. Voll der besten Hoffnung begab ich mich, als es dunkel geworden war, an einen etwa zwanzig Schritt von der Lagerstätte entfernten flachen Stein, um eine Beobachtung eines Sternes für Breitenbestimmung und einige Mondabstände zu nehmen. Dieser Beschäftigung meine ganze Aufmerksamkeit widmend sah ich nicht nach meinem Lagerplatz, hörte aber plötzlich ein Geräusch, aus dem ich schliessen konnte, dass einer der Leute sich am Biere gütlich thun wollte, meinen Blechbecher dazu benutzte, damit aber gegen den Topf anstiess. Mein Zuruf erschreckte dieselben derartig, dass sie die Flucht ergriffen und Topf und Becher ihrem Schicksal überliessen; der erstere rollte den abschüssigen Boden hinab und wurde an einem Felsstück zerschmettert. Bis spät in der Nacht liess sich Keiner mehr blicken. Ich witterte einen Schelmstreich und brachte einen Bogen, der in der Eile zurückgelassen worden war, in Verwahrung. Endlich erkundigten sich Einige aus der Ferne, ob ich sie schlagen würde; auf meine Verneinung hin näherten sie sich, lagerten sich um das Feuer und schliefen.

Während der Nacht brauste ein kalter Wind zwischen den Bergen, ich hatte Mitleid mit den nackten, vor Kälte zitternden mageren Gestalten und gab ihnen meine eigene Wolldecke, um sich einigermaassen zu schützen. Am frühen Morgen erhoben sie sich, nahmen ihre Waffen, Bogen und Pfeil, und entfernten sich unter dem Vorwande, einige Perlhühner zu schiessen. Dagegen konnte ich Nichts einwenden, ich liess sie ziehen, nun aber befand ich mich völlig allein. Als ich mein Gepäck an einen gesicherteren Ort bringen wollte, denn es begann etwas zu regnen, entdeckte ich, dass der runde, mit Deckel versehene Korb aus Palmblättern, der verschiedene, häufig in Verwendung kommende

Gegenstände enthielt, abhanden gekommen war. Nun musste ich erkennen, dass ich mich in schlimmer Lage befand. Den ganzen Tag sass ich auf der Wache, nur wenige Bewohner des nahen Dorfes kamen herbei, von Dumbo's Leuten zeigte sich Keiner. Gegen Abend, als ich doch daran denken musste, ein frugales Mahl aus Reismehl herzustellen, begab ich mich mit meiner Kürbisflasche an die nahe Quelle, um Wasser zu schöpfen. Dort aber waren mehrere junge Leute, welche sich im hohen Grase um das Wasser aufstellten, als ob sie einer Wasserratte oder einem sonstigen Thiere darin mit dem Pfeile auflauerten. Ich schaute diesem eigenthümlichen, mir fremdartigen Treiben etwas länger zu, Nichts zeigte sich und ich kehrte zu meinem Platze zurück. Hier aber gewahrte ich zu meiner grössten Überraschung, dass einer meiner Päckchen aufgeschnitten und mein ganzer Vorrath an den theuersten, gangbarsten Glasperlen, welche ein Universaltauschmittel in jenen Gegenden sind, entwendet war. An eine Verfolgung konnte ich nicht denken, aber daran musste ich denken, wie ich meine übrigen Effekten und vielleicht mein Leben aus dieser Räuberhöhle zu retten vermöchte.

Das Äusserste befürchtend hielt ich von nun an mit gespanntem Hahn Wache und strengte Gehör und Gesicht an, um jedes verdächtige Geräusch zu unterscheiden. Es mochte etwa gegen 9 Uhr sein, da näherten sich zwei schwartzende Gestalten und stellten eine grosse Kalabasse mit Bier vor mich hin, indem sie mir verständlich zu machen suchten, es sei diess ein Geschenk ihres Häuptlings für mich. Ich forderte sie auf, erst Bescheid zu thun, wie es überall Sitte ist, sie aber weigerten sich, ein nur zu deutliches Zeichen, dass das Bier Gift enthalten musste. Mit einem Fussstoss vernichtete ich das Gefäss und eine verständliche Bewegung mit dem Gewehr veranlasste die Überbringer zur schleunigsten Flucht. Dadurch hatte sich aber in meiner Situation Nichts geändert; in meine Wolldecke gehüllt sass ich die ganze Nacht, ohne abgelöst zu werden, auf dem Posten, in der ängstlichsten Ungewissheit, ob nicht der nächste Augenblick meinem Leben durch einen vergifteten Pfeil ein Ende machen werde. Als endlich der Morgen graute, später die Sonne die Bergspitzen röthete, hatten sich trübe Gedanken meiner bemächtigt. Fliehen kann ich nicht, denn die Gegend ist zu bevölkert, und wenn ich auch fliehen könnte, wohin denn? nach Westen zu den Matebele? Dort durfte ich sicher sein, dass man mich nicht zum zweiten Mal entwischen lassen würde, nachdem sie mich 1868 in diesen Gegenden gefangen genommen hatten. Nach Osten zu den Zulu, wo man bis aufs Hemd ausgeraubt wieder entlassen wird? Zurück nach Süden, wo mir die Leute von Dumbo auflauern dürften? Ich wusste mir nicht zu rathen. In dieser traurigen Lage kam der Häuptling mit

mehreren seiner Leute, um mir Gesellschaft zu leisten, aber da fand sich keine Möglichkeit, mich ihm verständlich zu machen; Keiner wollte Etwas von der Sprache der Matebele verstehen. Endlich gelang es mir doch, ihm verständlich zu machen, dass ich Leute wünschte, um nach Mapansule zu kommen. Ich legte die Bezahlung für jeden Einzelnen hin, ich übermachte dem Häuptling selbst ein Geschenk, er nahm es an, verlangte aber mehr für die Träger; ich legte zu, es genügte noch nicht, ja er verlangte zuletzt so viel, dass ich nicht einmal genug vorräthig hatte.

Meine Lage war jetzt verzweifelt. Eine zweite Nacht folgte der ersten und da war es nicht zu verwundern, wenn mir der Gedanke kam, selbst Hand an mein Leben zu legen, bevor ich vielleicht einer langsamen Marter erliegen müsste.

*Erlösung, neue Gefahr, Ankunft bei den Ruinen.* — Gegen Nachmittag am dritten Tage erschienen plötzlich sieben kräftige Leute, gebadet im geschmolzenen Fett ihrer Haare und in Schweiß, und setzten sich schweigend vor mir nieder. Was nun? Ich sollte nicht lange im Zweifel bleiben. Bald darauf hinkte ein magerer junger Kerl auf Einem Bein, auf einen Stock sich mühsam stützend und fast ausser Athem, ebenfalls herbei und aus den wenigen Worten, die er mir in Setebele sagen konnte, erkannte ich, dass er diese Leute, Söhne von Mapansule, herbeigeholt habe, da Keiner in seinem Dorfe Etwas für mich habe thun wollen. Dabei deutete er auf sein gesundes Bein hin, als das einzige, auf dem er den weiten Weg hin und zurück gemacht habe. Ich belohnte ihn reichlich zu seinem und seiner Mitbürger Staunen. Ob dieser wackere Junge nicht vielleicht aus Rachsucht und Neid aus dem Wege geräumt worden ist, da er ohnehin schon seines körperlichen Gebrechens wegen verachtet worden zu sein scheint? Die Sieben aber bepackten sich mit meiner Habe, ohne zuvor nach dem leichtesten Stück zu suchen, und mit erfreulicher Eile brachten sie mich aus der fatalen Bevölkerung hinweg. Noch am nämlichen Abend gelangten wir theils auf ebenem Feld, bald über Sättel zwischen Granitkuppen hindurch zu einem Aussendörfchen des Mapansule. Wie ganz anders war jetzt die Behandlung! Was die Leute dachten, das mir gefallen könnte, boten sie mir an, Fleisch, Bier, Gras zum Nachtlager; sorgfältig legten sie mein Gepäck nieder und nicht die geringste Neigung schien vorhanden, mir auch nur das Geringste zu entwenden.

Am folgenden Morgen wurde ich vollends auf die Bergspitze hinauf gebracht, wo Mapansule, einer der vielen Makalaka-Häuptlinge, seine Wohnungen hatte. Ich erstaunte nicht wenig, auch hier wieder von einer Bande von Sewaas' Leuten begrüsst zu werden, und ihre Anwesenheit war mir bald sehr unangenehm, als ich erfuhr, dass sie die Absicht hätten, den Häuptling zu veranlassen, mich „als

seinen weissen Mann" als Gast und Gefangenen zu behalten. Willigte ich ein, so verurtheilte ich mich zu einem elenden Leben, schlug ich es aus, so lief ich doppelt Gefahr, mein Leben zu verlieren; da es aber doch einmal, wie ich glauben musste, auf dem Spiele stand, so sollte auch Alles, selbst das Unwahrscheinlichste, versucht werden. Ich erfuhr nämlich, dass ein Weisser etwa in 3 Stunden Entfernung bei einem andern selbstständigen Häuptlinge wohne, dass derselbe die Tochter des letztern geheirathet habe und dass er im Begriffe stehe, sich eine zweite Frau zu nehmen. Es musste diess derselbe Abenteurer sein, vor dem man mich gewarnt hatte, weil er ein ganz treuloser, schlechter Charakter sei, der sich eben so wohl hüten müsse, seinen zahlreichen Gläubigern in die Hände zu fallen, als dem Gerichte ausgeliefert zu werden, da er eine Frau mit vier Kindern in der Republik schnöde verlassen hätte. Was konnte ich von einem solchen Menschen erwarten? Und doch konnte nur er mir Hülfe leisten. In einigen Minuten waren ein Paar Zeilen zu Papier gebracht und abgesandt. Spät in der Nacht erschien er, wohlweislich einen Spion voraussendend, der Holländisch verstand und also von meinen Zwecken unterrichtet werden konnte. Er erkannte bald das Gefährliche meiner Situation und den Vortheil für sich selbst. Der Sprache der Makalaka ziemlich kundig wusste er es dahin zu bringen, dass Mapansule mich endlich gegen ein besonderes Geschenk für drei seiner Söhne und für sich selbst ziehen liess. Ich ging natürlich mit diesem unerwarteten Helfer in der Noth und hatte bald für mich eine Wohnung im nämlichen Dörfchen hergerichtet.

Das war der 31. August 1871. Hier verweilte ich bis zum 21. Mai 1872. Zu diesem langen Aufenthalte bewog mich die gleich am ersten Abend empfangene Nachricht, dass in der Gegend „weisse Menschen" gewohnt haben müssten, dass noch viele Spuren und Reste von Schmelzöfen vorhanden wären, deren thönerne Röhrenreste anders beschaffen wären als die von ihnen benutzten, dass ein eiserner Gegenstand gefunden worden wäre, der der Beschreibung nach ein Spitzhammer gewesen sein musste, der jedoch zu einem Ackergeräth umgewandelt worden war; ferner erfuhr ich eine wunderbar fabelhafte Geschichte von einem Topfe, der auf einem Berge in Klüften und Büschen sich versteckte und zeitweilig seinen Standplatz von selbst ändere, ausserdem noch mehrere Spuk- und Geistergeschichtchen. Den Berg mit seinem wunderbaren Topfe musste ich besuchen, aber nur mit vieler Mühe und Überredungskunst von Seiten meines neuen Freundes gelang es, einige Begleiter in den Söhnen seines Schwiegervaters Pika zu finden. Am 3. September wurde der Berg bestiegen, er ist in gerader Linie etwa 1 Stunde entfernt, von ziemlicher Höhe, mit kahlem Gipfel,

von wo aus man eine prächtige Rundsicht genießt. Erst allmählich getrauten sich meine Begleiter auf die Spitze hinauf und der eine derselben, der seine zehn Zehen durch Feuer verloren hatte, deutete plötzlich in östlicher Richtung auf einen etwa  $2\frac{1}{2}$  Stunden entfernten Hügel und meinte, daselbst wären grosse Mauern, die auch von Weissen gebaut worden seien. Bravo! rief ich aus, das ist es, was ich seit 1868 anstrebe, welches Glück! und wie unerwartet!

Vor wenigen Tagen erst mit den ernstlichsten Gedanken an den Tod beschäftigt und heute schon vor der glänzendsten Errungenschaft meiner Reisen stehend! Gott sei gepriesen!

Bevor ich jedoch näher auf diese Ruinen eingehe, will ich Einiges über den Stamm der Makalaka mittheilen und zu dem Zwecke wird es am besten sein, ein Mädchen und einen Knaben durchs Leben zu begleiten.

## V. Die Makalaka.

*Fütterung der Kinder.* — Wenn junge Vögel aus den Eiern geschlüpft sind, so tragen ihnen die Eltern Nahrung zu und stecken sie den kleinen Schreihälsen tief in den Schnabel hinein. Solches scheinen sich die Makalaka zum Vorbilde genommen zu haben. Schon am ersten Tage nach der Geburt eines Kindes wird besonders feiner Kleister aus Reismehl oder in dessen Ermangelung aus gewöhnlichem Hirsenmehl bereitet, um den Neuling zu stopfen. Es ist gewöhnlich die Grossmutter, die sich dieses Fütterungsprozesses für die ersten Tage annimmt, sie legt sich das Kind in den Schooss, das bereits mit Fett gesalbte Köpfchen etwas erhöht in die linke Armbeuge und nun beginnt das schauerhaft mit anzusehende Geschäft gewaltsamer Fütterung. Der stopfende Finger dringt bis hinter den Gaumen, die übergrosse Quantität der zähflüssigen Masse fliesst an den Seiten herab und bedeckt Nase- und Mundgegend in gefahrdrohender Weise. Zu weiterer Nachhülfe wird der gequälten, öfters fast erstickenden Kreatur eine Bewegung mittelst der Beine ertheilt, wie man sie etwa einem Sacke giebt, wenn sich die verschiedenen Gegenstände darin ihrer Schwere nach legen sollen. Der noch schwache Magen des armen, hülflosen Wesens wird zu solcher Ausdehnung angeschwellt, dass dem Zuschauer ordentlich bange wird, sein Bersten müsse nächstens erfolgen. Das Kind hat sich unter der Tortur müde geschrien und ist eingeschlafen, es liegt wie todt da. Nun wird es hübsch mit beiden Händen an den Seiten des Kopfes erfasst und das schmierige Gesichtchen abge — leckt; „woguta“ (es ist satt) meint die Grossmutter und legt es dann wieder an die Seite der Mutter. Ist diese nach etwa 4 bis 5 Tagen wieder so weit genesen, dass sie fähig ist, ihren gewöhnlichen Tagesgeschäften nachzugehen, so wird ihr das Kind in einem Fell auf den Rücken gebunden, wo es in halb sitzender, halb liegender Stellung Arme und Beine aus den Öffnungen streckt und gar bald sich daran gewöhnt. Welcher Art nun auch die Arbeit sein mag, welche die Mutter in, um oder fern von der Hütte zu verrichten hat, das Kind bleibt auf ihrem Rücken, weder Kälte noch Regen veranlasst zu

einer Änderung. So wird es grösser, bekommt seine Zähne, wobei abergläubisch darauf gesehen wird, ob die unteren oder oberen zuerst erscheinen, es beginnt, Gehversuche zu machen, es erhält bereits ausser Kleister und Muttermilch auch leckere Gerichte, wie mandéra (Käfer, die unseren Maikäfern fast völlig gleichen), mašoria (Raupen vom Grossen Nachtpfauenauge), Heuschrecken, Feldratten, Pilze u. dgl., öfters wird sein Körper mit dem Öl aus Erdmandeln (Arachis) eingerieben, auch wurden schon mehrmals die kurzen gekräuselten Haare vom Kopfe abgeschabt, denn ein Makalaka-Rasirmesser ist nicht schärfer als ein stumpfes Federmesser. Kleider trägt es schon längst in Form einiger Perleschnüre um den Hals und die Lenden. Ein Kind von drei Jahren isst und trinkt Alles, was ihm die Mutter giebt oder auch nicht geben will, es spricht, läuft, spielt, tanzt, hat seinen eigenen Willen, den es durch Schreien immer durchzusetzen weiss, trinkt aber in der Regel noch an der Mutter.

*Tätowiren der Mädchen.* — Ist das Kind ein Mädchen und hat etwa das fünfte Jahr erreicht, so wird es gern Verwandten in einem entfernten Dorfe übergeben, wo es erzogen, d. h. gross gefüttert, werden soll. Hier lernt es nun mit der Zeit Wasser und Holz tragen, Brei und Zuspense kochen, Bier und Salz bereiten, Töpfe formen und brennen, lernt aber auch die Sitten und Unsitten und abergläubischen Gebräuche ihres Stammes. Öfters ist auch schon der Versuch gemacht worden, das Mädchen zu kaufen; der vielleicht schon grau gewordene oder auch noch junge Liebhaber hat bereits eine Abschlagszahlung entrichtet und der Vater möglicher Weise das Töchterchen davon in Kenntniss gesetzt. Kommt die Zeit, wo die alten Weiber das Mädchen für heirathsfähig erklären, so hat die Schöne die fürchterliche Tortur des Tätowirens durchzumachen. Man denke sich den folternden Schmerz, wenn die ganze Gegend der untern Brust und des Bauches von Seite zu Seite, mit Ausnahme einer zollbreiten Mittellinie, in runder Summe etwa 4000 Schnittchen durch die Haut erhält, geordnet in 30 oder mehr parallele Linien, die übrigen Einschnitte an

anderen Theilen des Körpers gar nicht zu rechnen. Man denke sich sodann diese kleinen Wunden mit einem ätzen- den, durch Kohlenpulver geschwärtzen Saft eingerieben, damit erhöhte Narben entstehen. Man denke sich ferner den Fall, dass diese Schönheitslinien nicht eng oder hoch genug befunden werden, wo dann die Marter wiederholt werden muss, eine Marter, die immerhin mehrere Tage in Anspruch nimmt, so muss man zugestehen, dass die Dame „Mode“ dort noch viel tyrannischer auftritt als unter civili- sirten Völkern.

*Verheirathung und Ehe.* — Damit ist das Mädchen in ein Alter von 12 bis 14 Jahren getreten, ihre Erziehung ist vollendet. Sie hat sich also von jetzt an nur noch zu gedulden, bis sich ihr Vater mit ihrem Zukünftigen wegen des Kaufpreises einigen kann, wenn es ihr nicht in den Kopf kommt, mit diesem ihr bestimmten oder mit einem von ihr erwählten Bräutigam zu entlaufen, wobei jedoch nicht Liebe, romantische Liebe, den Beweggrund bildet. Wie kann sie auch von Liebe wissen, da dieses Gefühl nie in ihr gepflegt worden ist? Ist sie doch von Kindheit an ihren Eltern entfremdet, von ihrem Vater wie eine Waare ver- kauft worden; sie kennt daher auch keine Liebe zum Manne und setzt höchstens einen Stolz darein, wenn viel für sie bezahlt worden ist. Versteht es der Mann, sie in Furcht vor ihm zu erhalten, dann ist ihr Zusammenleben erträg- lich; ist er aber schwach oder hasst sie ihn gar, so ver- steht sie es nur zu gut, ihm das Leben auf jede Weise zu verbittern. Sie kann es selbst so weit treiben, dass sie zur Giftmischerin wird, um so eher, weil sie keine Strafe zu befürchten hat, sondern gefürchtet wird und somit eine ge- wisse Herrschaft im Dorfe ausübt und auch auszunutzen versteht.

*Witwenstand und Tod.* — Überlebt eine Frau ihren Mann, so fällt sie dem ältesten Sohne der Familie als Erb- theil zu und sollte dieser zufällig ihr eigenes Kind sein, so verbleibt sie entweder als Gebieterin im Hause oder in der Familie oder sie zieht es vor, einen andern Mann zu neh- men. Im ersteren Falle wird sie Schnupfchwester (es giebt daselbst weder Kaffee noch Thee), als welche sie die vor- fallenden Neuigkeiten in anderen Familien beklatscht, allerlei Lügen erfindet und verbreitet und über das Wetter ihr Urtheil abgiebt. So zeigte eine recht böswillige Witwe eine ganz besondere Gewandtheit im Auffinden der allerunmög- lichsten Ursachen, warum während meines Aufenthaltes so spärlich Regen fälle (nur 16 eigentliche Regentage in der nassen Jahreszeit), z. B.: der weisse Mann schießt zu viel (obwohl ich jedesmal eine sehr giftige und deshalb sehr gefürchtete Schlange erlegte); der weisse Mann hat da ein Ding gemacht, das die Regenwolken wieder vertreibt (es war das bekannte Spielzeug für Kinder, ein Stern aus stei-

fem Papier, der vom Winde gedreht wird und welchen ich auf meiner Hütte aufpflanzte); der weisse Mann schaut im- mer nach den Sternen, damit der Regen nicht kommen soll (astronomische Beobachtungen); der weisse Mann sam- melt Medikamente, um den Regen zu bezaubern (Sammeln und Untersuchen von mir unbekanntem Pflanzen); der weisse Mann allein ist schuld an all dem Unglück, das auf das Ausbleiben des Regens folgen muss (obwohl ich unter an- deren Ursachen auch der Regenzeit wegen mich unter diesen Leuten aufzuhalten hatte).

Beschliesst die Frau endlich ihr irdisches Leben, so wird sie in einer Steinhöhle oder einem Felsenloche bei- gesetzt, ihr ein kleines Fetttöpfchen mitgegeben und die Öffnung mittelst Steine verschlossen. Bald wäre sie ver- gessen, wenn sie nicht zeitweilig als Quälgeist in der Fa- milie wieder erschiene. Als solcher aber stimmt sie dann mit dem Manne überein, wovon später.

*Beschäftigung der Knaben.* — Der Knabe hat als Kind bis zum fünften Jahre dieselbe Behandlung in Betreff der Fütterung und des stetigen Begleitens der Mutter zu er- fahren wie das Mädchen. Weniger häufig wird er aber dann entfernten Verwandten zur Ausbildung übergeben, denn er ist zu Hause nöthig, um Ziegen und Schafe auf die Weide zu treiben. Täglich kann man ihn hinter den- selben ausgehen und heimkehren sehen, durch Pfeifen und Zurufen sie beisammen haltend. Beim Austreiben trägt er gewöhnlich neben seinem Knopfstock, Pfeil und Bogen noch ein Stück röthlichen Pappes in der Hand, von welchem er kleinere Brocken abreisst, um denselben die geeignetste Form zur Weiterbeförderung in die Kau- und Verdauungs- organe zu geben. Als Ziegenhirt bekleidet er ein sehr wichtiges Amt und damit er nun dieses Amtes recht sorg- fältig warte, muss ihm als Installations- oder Handgeld eine Ziege als unverletzliches Eigenthum zuerkannt wer- den; nur unter dieser Bedingung lässt sich der Stolz der Familie herbei, dem Eigenthume des Vaters einige Aufmerk- samkeit zu schenken. Um sich den langen Tag zu vertreiben, hat er seine Spiele: Werfen nach kleineren Säugethieren und Vögeln mit Steinen und Stöcken, Steinschleudern, Pfeil- schießen, eine Art Knallbüchse, Fallenstellen und Fang- schnüre-Legen, Stelzenlaufen u. dgl. Ist die geeignete Zeit gekommen, so trifft man ihn auf Bäumen mit wilden Früch- ten, er verschafft sich grüne Maiskolben, brät sie an einem versteckten Orte und genießt die Körner daselbst; es ist des- halb in solchen Tagen häufig der Fall, dass sein Unterleib bei der Heimkehr von der Weide viel grössere Dimensionen angenommen hat, als er Morgens aufwies. Trotzdem ist er hungrig, ja er „stirbt vor Hunger“ und wehe der Mutter, wenn sie dem Sprössling zum täglichen rothen Papp keine Zuspense zu bereiten vermochte! Ihr Rücken ist eben

so in Gefahr, zerschlagen zu werden, wie ihre Töpfe Ihn aber auf die einzig richtige Manier zurechtzuweisen, ihn die physische Übermacht fühlen zu lassen, wagt die Mutter nicht, er ist ja noch ein Kind und versteht es nicht besser. An allen Gesprächen, die um den Feuerherd der fast dunklen Hütte von Familiengliedern und Fremden geführt werden, nimmt er lebhaft Antheil und sein kindliches Urtheil fällt oft bedeutend in die Wagschale. Mit Kleidung ist er meist besser bedacht worden, denn er trägt bereits Schürze und Bergknappen-Fell.

*Das Jünglingsalter.* — Mit dem 12. bis 15. Jahre ist er ein ausgebildeter Ziegenhirt oder Geisbube geworden und ein Avancement zum Viehhirten wartet nun seiner; er wird dazu installiert durch Präsentation einer jungen Kuh. Auch in diesem Amte bleibt ihm neben dem Melken sehr viel Zeit übrig und je nach seinem Hange lernt er nun Körbe flechten, Schüsseln aus weichem Holze anfertigen, Knopfstöcke, Pfeile und Bogen, Speere machen, Netze aus Schilfrohr zum Fischfang und Netze aus Baumbastseilen zur Treibjagd verfertigen. Auch huldigt Mancher der Eitelkeit und Gefallsucht, er dreht kleine Bastschnürchen, versieht diese mit niedlichen Knöpfchen und befestigt sie an die kurz gekräuselten Haare, um diese Perrücke, wenn immer die Gelegenheit sich bieten mag, mit Fett oder Milchrahm zu tränken. Es soll eine solche Perrücke für Makalaka-Augen von unaussprechlicher Schönheit und der Duft solch verschwenderisch benutzter Pomade für deren Nasen von unbeschreiblichem Wohlgeruche sein. Zu weiterer Zierde und Zeitvertreib dreht er feine Lendenschnüre und befestigt daran kleine Ringchen aus Messing oder Glasperlen; auch liebt er es in diesem Alter, ganze Nächte hindurch im Freien oder in einer Hütte zu tanzen. Besitzt er musikalisches Talent, so sucht er es durch Übung und seltene Ausdauer, bei Tag und während der Nacht, zu einer gewissen Virtuosität zu bringen. Sollte er eines „Schmiedes“ Sohn sein, so ist auch die Anlage zu dieser Kunst in ihm vorhanden, er zeigt sich so gelehrig, dass er bald eben so viel davon versteht wie sein väterlicher Lehrmeister, doch möchte er es nie wagen, es diesem an Fertigkeit oder Streben nach Vervollkommnung zuvor zu thun. Seine Waffen, Bogen, Pfeile im Köcher aus Paviansfell, Speer und Beil, sind von nun an seine beständigen Begleiter, denen er gern einige Schnupftabaksdosen in Form runder Schalen aus einer Baumfrucht oder einer kleinen Kürbisflasche (Kalabasse) beifügt. Ohne diese Gegenstände begegnet man ihm nie, sei er mit friedlicher oder feindlicher Mission betraut, sei es, dass er hinter seiner Heerde herläuft oder auf die Jagd geht, sei er auf dem Handelszug oder auf der Hochzeitsreise.

*Das Freien.* — Eine Frau zu suchen ist eine in den

Vordergrund tretende Aufgabe für ihn geworden und sie hat oftmals ihre besonderen Schwierigkeiten. Ist ein junger Mann so glücklich gewesen, eine Geliebte irgendwo entdeckt zu haben, so stattet er daselbst jahrelang hin und wieder Besuche ab, wozu er sich aufs Gefälligste und Geschmackvollste (d. h. Geruchsvollste) herausstaffirt. Er hat den ganzen Körper in schönsten Fettglanz gehüllt, auch vergisst er dabei nicht, sich eine reine, glänzende, mit den ausgesuchtesten Kunstschnitzereien verzierte Kalabasse von gefälliger Form und Grösse, wohl mit Fett gefüllt, umzuhängen. Ist er nun reich und kann daher den vom Vater des Mädchens für dasselbe geforderten Preis aufbringen, so führt er seine Braut heim, ist er aber arm, so kann er jahrelang für seine Zukünftige bei deren Vater arbeiten und denselben Betrügereien ausgesetzt sein wie einst Jakob bei seinem Vetter Laban. Vorausgesetzt, dass er wirklich glücklicher war als der genannte Erzvater, so baut er entweder eine ganz neue Hütte für seine Frau oder er begnügt sich auch mit einer ausgebesserten alten. Bald ist er in der neuen Situation heimisch. Er hat nun weiter Nichts zu thun, als bei der Arbeit ums tägliche Brod mit Hand anzulegen, bei Bestellung der Felder Hülfe zu leisten und, wenn er genügend essen und öfters Bier trinken will, sich nach weiteren Weibern umzusehen. Ist er alt geworden und stirbt eines natürlichen Todes, so wird auch er in eine Felsenhöhle gesteckt, erhält einige Gegenstände mit, wird eingemauert und würde ebenfalls bald vergessen sein, wenn er nicht als Motsimo hie und da die Familie quälte.

*Der Quälgeist Motsimo.* — So wäre ich zugleich an eine religiöse Ansicht der Makalaka gekommen, wonach sie also an ein Fortleben des Geistes nach dem Tode glauben, in gewisser Beziehung an eine Seelenwanderung. Sie denken sich ein höchstes Wesen des Guten, Mali genannt, und ein anderes des Bösen, Khosi; das erstere wohnt „pa tenga“, d. i. im Himmel, das letztere pāsi (ā nasal), unter dem Erdboden. Sie fühlen sich jedoch nicht zum Danke gegen jenes verpflichtet, wenn ihnen ein Glück zu Theil geworden ist, wie sie überhaupt in ihrer Sprache keinen besondern Ausdruck für „danken“ haben; sie haben das Glück immer nur ihrer eigenen Schlaueit und Geschicklichkeit zuzuschreiben. Stösst ihnen aber ein Unglück zu, so tragen immer Andere, Lebende oder Todte, die Schuld daran. Wird Jemand krank, so ist es ein Familiengeist, der Motsimo, der dafür Rache übt, dass ihm, während er als Mensch noch auf Erden wandelte, Manches verweigert worden ist. Wo aber erfährt der Kranke, was ihm nun Noth thut? Bei dem Doktor im nämlichen oder auch einem entlegenen Dorfe. Ihm wird der Krankheitsfall mitgetheilt. Es liegt nun im Interesse dieses Zauberdoktors und Hexenbanners, immer eine andere Ursache aufzufinden als die, dass sich der Patient etwa den

Magen verdorben oder sich erkältet oder den Fuss verletzen habe. Er hat es auch bald heraus, denn er ist im Besitze prophetischer Hölzer, aus deren Lage beim Wurfe auf den Boden er die unbestreitbare Ursache zu enträtheln versteht; ohne Zweifel ist es der Motsimo, der früher einmal eine Ziege oder Bier oder ein Stück Baumwollstoff oder ein Messer u. dgl. verlangt habe, und diess sei ihm verweigert worden. Er erklärt, dass der Motsimo jetzt das Doppelte verlange, dass der Patient einen Absud von dieser oder jener Wurzel trinken, dass mehrere Nächte hindurch bei Trommel- und Paukenschall von den Verwandten des Kranken in dessen Hütte getanzt werden, dass diese oder jene Einschnitte an seinen Körper oder auch an dem eines gesunden Verwandten gemacht werden müssen, u. dgl. mehr. Dem Allem muss aufs Genaueste entsprochen werden, um den Quälgeist Motsimo zu beschwichtigen.

Im Falle des Todes aus Altersschwäche ist es ebenfalls der Motsimo, der gerufen hat. Oft nimmt ein Motsimo plötzlich so völlig Besitz von einem Menschen, dass dieser gar nicht mehr er selbst ist, der Mann geberdet sich wie ein Weib, ein Weib behauptet, ein Mann zu sein, die Tochter wird zur Frau des Vaters, die Mutter zur Frau des Sohnes, der Sohn zum Manne der Schwester, kurz die schändlichsten Laster werden verübt. Man wird lebhaft an Besessene, von denen in der Heiligen Schrift die Rede ist, erinnert und verspürt grosse Neigung, die Teufel mittelst einer tüchtigen Tracht Schläge auszutreiben. Oft fährt der Motsimo auch in Thiere, wie in eine Ziege oder Kuh, die alsdann behandelt werden, als ob sie Menschen wären. Ist ein Motsimo nicht gerade auf einer seiner Plagereisen, so hat er allerdings ein langweiliges Leben zu führen, er ist draussen im Walde und reitet auf den Löwen spazieren. Ausser dem Motsimo giebt es noch viele Geister, die ihr Unwesen treiben, sie kommen bald aus dem Wasser, bald aus dem Erdboden, werden aber meist durch Tanz wieder vertrieben. Der Doktor aber zieht immer den besten Gewinn davon und weiss sich für seine Mühe bezahlt zu machen. So kam unter Anderem der Fall vor, dass ein Doktor ein leichtes Unwohlsein der Tochter eines armen Mannes wochenlang kurirte und als Bezahlung bloss die geheilte Patientin selbst zur Frau verlangte, obwohl er deren bereits fünf hatte.

*Körperbeschaffenheit, Kleidung, Schmuck.* — Im Allgemeinen lässt sich die Körpergrösse der Makalaka als eine mittlere bezeichnen, die Männer sind meistens hagere Leute, während es unter den Weibern als besondere Schönheit gilt, bis zum Exzess fett zu sein. Hände und Füsse sind etwas grösser, als das Ebenmaass erfordern würde, das Haar ist kurz und wollig, wie das der Neger, der Bartwuchs der Männer spärlich. Nur selten gewahrt man negerartige Gesichtszüge,

C. Mauch, Reisen in Süd-Afrika.

eine schmale und etwas gebogene Nase, keineswegs stark aufgeworfene Lippen lassen viele Physiognomien durchaus nicht hässlich erscheinen. Es dürfte diess auf Arabische, Malayische oder Israelitische Verbindungen früherer Zeiten deuten. Ihre Hautfarbe ist das Braun, das wir an gut gerösteten Kaffeebohnen sehen, doch giebt es Übergänge ins Röthliche und Schwarze, ohne jedoch in letzterem Falle das sammetartige der Neger zu erreichen.

Kleiderkünstler wie Schneider und Schuhmacher oder Putzmacherinnen für die Weiber würden bei den Makalaka keine Arbeit finden, beide Geschlechter sind nur mit einer kleinen Schürze und hinten mit einem etwas grösseren Fell aus Thierhäuten bekleidet. Ganz selten finden Sandalen eine Verwendung, weil meist die dazu nöthige dicke Haut eines Büffels oder sonstigen Grosswildes bis zum letzten Stückchen als köstliche Zuthat zur täglichen Nahrung verspeist wird. Von einem Hut oder einer anderweitigen Kopfbedeckung wissen sie absolut Nichts, die Weiber besonders setzen ihre kahl geschabten Schädel den sengendsten Sonnenstrahlen aus und selbst bei kleinen Kindern wird darin keine Ausnahme gemacht; trotzdem habe ich nie von einem Sonnenstich gehört. Gegen Regen und Kälte wissen sie sich kaum durch grössere Thierfelle zu schützen; sie ziehen es alsdann vor, in ihren Hütten beim Feuer bessere Witterung abzuwarten, und vertreiben sich die Zeit mit Plaudern, einer Fähigkeit, die unter ihnen zur höchsten Ausbildung gelangt.

Als Schmuck dienen einige Glasperlen, an eine Bastsehnur gereiht und als Collier getragen, auch sind Fingerlinge, Armbänder und Fussspangen aus Eisen, Messing oder Kupfer sehr beliebt, doch zeigen die Männer im Allgemeinen weniger Lust, sich also zu zieren, sorgen indess dafür, dass ihre Weiber der Zierrathen nicht entbehren. Diese tragen ihren Reichthum an Perlen, oft im Gewicht von 20 Pfund und darüber, fast beständig an sich, jedoch nicht über, sondern unter ihrer gewöhnlichen Kleidung. Ausser dieser Last von Schmuck sind manchmal die Unterarme mit Messingringen völlig verdeckt, die Beine von den Knien abwärts mit Spangen aus fingerdickem Metall beschwert. Sei diess auch noch so unbequem bei der Verrichtung ihrer täglichen Geschäfte, so zeugt es doch von ihrer Wohlhabenheit, es ist schön, die glückliche Besitzerin wird von Anderen darum bewundert und beneidet und zugleich ist der Schmuck weniger der Gefahr ausgesetzt, gestohlen zu werden.

*Wohnung.* — In der Wahl der geeigneten Stellen zur Anlage ihrer Dörfer sind die Makalaka bestimmt worden durch die häufigen Einfälle ihrer kriegerischen Feinde. Anstatt wie ehemals in den Flächen in der Nähe ihrer Felder ihre Behausungen zu errichten, sind sie nun genöthigt,

solche Berge auszusuchen, wo es ihnen die Natur leicht gemacht hat, sich zu verschanzen und im Nothfalle sich in Höhlungen zu verstecken, worin sie ausser der Familie auch einige Stück ihres Viehstandes unterbringen können. Darin finden sie ziemliche Sicherheit, führt der Feind jedoch eine Belagerung aus, dann steht es meist schlecht um sie, denn gewöhnlich hatten sie nicht Zeit genug, sich mit dem nöthigen Wasserbedarf zu versehen.

Wie die einzelnen Hütten gebaut sind, habe ich bereits früher beschrieben und ich will daher den geneigten Leser in eine solche einführen und ihn mit den darin enthaltenen Geräthschaften bekannt machen. Man erblickt nur Gegenstände, die unumgänglich nothwendig sind, Luxus kennt der Makalaka nicht. Da sind denn eine Menge Töpfe von nahezu kugelförmiger Form, ohne Henkel und Füsse, die Grösse derselben variirt von solchen, die 12 Maass Flüssigkeit halten, bis herab zu solchen, für welche selbst der Inhalt einer kleinen gefüllten Theetasse zu viel wäre. Alle sind aus sandigem Thon angefertigt und werden beim Brennen sehr porös; diesen Übelstand zu heben, wird wegen Unkenntniss des Glasirens entweder unreifer Mais oder ein Brei darin gekocht, wodurch die Poren sich verstopfen. Sie dienen zur Aufbewahrung solcher Nahrungsmittel, welche sie nicht wie die Hirse, Mais und Erdnüsse in eigens dazu erbauten Vorrathshütten unterbringen können, weil sie befürchten müssen, nächtlicherweile darum zu kommen. Dazu gehören Bohnen, Mehl, Reis, getrocknete Stengelstückchen der Zuckerhirse, Pilze, Fleisch oder dessen Surrogat, wie Käfer, Raupen, Heuschrecken, auch Milch.

Man sieht ferner hölzerne Schüsseln und Teller, Kürbissflaschen oder Kalabassen, geflochtene Körbe; im Dache stecken Rührlöfel, Besen, Federn, Pfeile und Bogen, Speere; da hängt auch Tabak zum Schnupfen, Hanf zum Rauchen und das Salzsäckchen. Von einer Bettstelle, einem Tisch oder Stuhl ist keine Rede, wohl aber fehlt nie das, wie ich's nennen möchte, geschnitzte hölzerne Kopfkissen. Als Lager dient eine aus Grass tengeln oder Binsen angefertigte Matte. Der Herd in der Mitte der Hütte besteht aus drei grösseren Steinen, die einen Dreifuss darstellen, auf welchem der Kochtopf vortrefflichen Halt findet.

Wenn ich dann noch der Paar Thierfelle erwähne, welche an einem durch die Hütte gespannten Bastseile hängen, so wie eines kleinen Korbes für das eierlegende Huhn, so habe ich so ziemlich Alles genannt, was innerhalb einer Hütte aufbewahrt wird. Ausserhalb derselben unter dem vorspringenden Dache sind die grösseren Holzpfähle und Brennholzstücke aufgestapelt, daneben liegt oder steht der aus einem etwa 10 bis 12 Zoll dicken Baumstamme hergestellte Stampfblock mit dem dazu gehörigen Stempel aus sehr schwerem und hartem Holze.

*Nahrung.* — Die Bereitung ihrer Nahrung ist eine sehr einfache; der Brei aus Hirsenmehl darf nie fehlen und zu ihm wird eine Zuspese hergerichtet, die je nach dem vorhandenen Vorrath oder der Jahreszeit aus gedünsteten Bohnenblättern, aus zerriebenen und gekochten Erdnüssen, aus Pilzen, gerösteten Heuschrecken, aufgewärmten Maikäfern, Raupen, Fleisch von Hausthieren oder Wild, auch deren Haut, aus saurer, des Rahms beraubter Milch besteht, — eine reiche Abwechslung, durch welche der Makalaka-Mann recht verwöhnt worden ist und deshalb nicht selten mit seinen Weibern in starken Wortwechsel geräth.

Ist das Mahl bereitet, so wäscht Jedes zuvor die Hände und alle Glieder der Familie setzen sich mit untergeschlagenen Beinen um die Schüssel, in der servirt wurde, auf den Boden. Eins um das Andere greift nun zu, sich der Finger allein bedienend, versieht sich mit einem Brocken des zähen Gekochsels, taucht diess in die Zuthat oder Sauce und lässt den Bissen nun unter fortwährendem Schmatzen und Schwatzen zwischen den Zähnen verschwinden. Niemals erblickt man zwei Hände zugleich in der Schüssel, niemals wird anders als mundvollweise genommen und selten eilt eins in dieser angenehmen Beschäftigung so sehr, dass es zugriffe, bevor die Reihe an ihm ist. Zweimal des Tages wird gespeist, Vormittags und nach Sonnenuntergang.

*Arbeit.* — Da nun die Makalaka an dieser table d'hôte gewiss nicht lange beschäftigt sein werden, vielmehr die nichts weniger als Lucullischen Mahlzeiten im Umsehen beendigt sind, so bleibt ihnen enorm viel Zeit übrig zur Arbeit. Welche Arbeit wartet denn aber dieser Leute? Es hat den Anschein, als ob es für sie Nichts zu thun gebe, und doch trifft man nur Wenige, welche wirkliche Faullenzer genannt werden können. Die Befriedigung der gewöhnlichsten Bedürfnisse ihres einfachen Lebens erfordert die Theilnahme aller Familienangehörigen. Dem Manne liegt die Pflicht ob, für mehrere Weiber die Hütten im Stande zu halten, Holz zu fällen, Brennholz in Bündel zu sammeln, Schüsseln, Stampfblöcke aus Holz herzustellen, Waffen, Messer und Ackergeräthe anzufertigen, auf die Jagd zu gehen, wenn er Fleisch essen will oder seinen Weibern neue Kleidungsstücke verschaffen soll, auf den Handel auszugehen, Körbe aus zähen, biegsamen Baumzweigen, Decken und Säcke aus Bastfasern anzufertigen, Wald in Ackerfeld umzugestalten, beim Säen und Ernten zu helfen, zerstörungslustige Paviane aus den Maisfeldern fern zu halten u. dgl. Den Weibern liegt ob, auf Reinlichkeit und Ordnung innerhalb ihrer Hütten zu halten, Wasser und Holz aus oft bedeutenden Entfernungen herbeizutragen, täglich die zur Nahrung bestimmte Hirse zu waschen, zu trocknen, zu mahlen und zu kochen; ihnen fällt die Hauptarbeit bei Bestellung der Felder zu, sie haben Salz und Bier zu bereiten

und die Erziehung der Kinder ist ihre ausschliessliche Aufgabe, darum kümmert sich der Mann ganz und gar nicht. Gewiss giebt es vollauf zu thun, um nur von der Hand in den Mund leben zu können, und in dieser Hinsicht ist die Polygamie entschuldbar.

*Musik, Tanz, Jagd.* — Unter ihren musikalischen Instrumenten ist das angenehmste die mbira, ein viereckiges Stück Holz, über welchem Metallzungen, an dem einen Ende zwischen dickem Eisendraht und Holz festgesteckt, zum Tönen gebracht werden. Die Zungen sind von verschiedener Länge, so dass eine förmliche Stimmung von 2 bis 3 Oktaven zuwege gebracht werden kann. Dieses Instrument wird in eine sehr trockene, am Rande der grossen Öffnung mit lose angebrachten Muschel- oder Schnecken-schalen versehene Kalabasse mittelst zweier Holzstückchen festgestemmt. Die Piecen, die durchaus nicht unangenehm für das Gehör sind, umfassen meist acht Takte, die in infinitum wiederholt werden; dazu singt man improvisirte Texte, die einen Refrain haben. Ein anderes Instrument ist die Hiobspfeife aus mehreren hohlen Rietstengeln ungleicher Länge. Lärm-Instrumente sind Pauken, Tambourine und Hörner vom Harrisbock zum Blasen. Bei ihren Tänzen im Freien wird man lebhaft an die Quadrille erinnert, Gesang und Paukenschlag begleiten sie.

Eine ihrer liebsten Vergnügungen ist die Treibjagd mit grossen Netzen, wie im Anfang dieses Jahrhunderts viele in Deutschland abgehalten worden sind; die an einander gereihten Netze haben oft eine Länge von 4 bis 5 Engl. Meilen; jeder Besitzer einer mampula (Netz) stellt sich bei dem seinigen hinter einem Schirm aus Baumzweigen auf, bereit, sobald sich ein daher stürmendes Stück Wild darin verirrt, demselben seinen Speer zuerst in den Leib zu werfen, denn nach dem Jagdrecht gehört demjenigen, der den ersten verwundenden Wurf gethan hat, die Beute an. Solche Treibjagden, zu denen die ganze Bevölkerung mehrerer Dörfer ausrückt, dauern mehrere Tage.

*Gebräuche, Aberglaube.* — Zu den religiösen Gebräuchen gehört eine Art von Taufe oder „dem Kind einen Namen geben“. Es wird dabei in folgender Weise verfahren: Je nach dem Geschlecht eines noch namenlosen Kindes wird ein älteres männliches oder weibliches Glied aus der Familie zum Scheine in einer benachbarten Hütte gefangen genommen und unter Schreien nach der betreffenden Hütte geschleppt; man stellt sich nun vor, es sei diese Person der Motsimo eines verstorbenen Verwandten, der den zu gebenden Namen zu Lebzeiten getragen habe. Ausserhalb der Hütte wird dieser Motsimo niedergesetzt und ein Thierfell über ihn geworfen. Nun wird Wasser herbeigebracht, in einer Holzschüssel wäscht der Geist sich die Hände, isst sodann etwas vom bereiteten Hirsnbrei und trinkt einiges ihm dar-

gereichte Bier. Während dieser Zeit springen Weiber und Mädchen um den bedeckten Motsimo herum und werfen in fröhlichster Stimmung unter Geschrei oder Gesang, einige Perlen, Messingringe u. dgl. als Taufgeschenke in die Wasserschüssel; die Männer thun diess ohne Tanz und begeben sich ins Innere der Hütte, um am Taufschmaus Theil zu nehmen. Das Kind führt nun den Namen des aufgedeckten, freigelassenen und wieder verschwundenen Motsimo.

Stirbt Jemand, so wird die Leiche je nach der Sterbezeit, ob am Tage oder in der Nacht, mit Sonnenunter- oder Sonnenaufgang beigesetzt. Der Leichnam wird erst gewaschen, mit Fett eingerieben, die Kniee heraufgezogen, die Arme über die Brust gekreuzt, die Augen zugeedrückt, mit einem alten Stück Leinwand oder Baumwollstoff theilweis bedeckt und auf die rechte Seite in einer Felsenhöhle beigesetzt und nun die Öffnung mit einer kunstlosen Mauer aus Steinen ohne Mörtel geschlossen. Von neugeborenen Zwillingen muss immer einer, der dazu durch die prophetischen Wurfhölzer bestimmt wird, lebendig in einem Topfe weggetragen werden, wo er bald den Hyänen zur Beute wird.

Der Aberglaube greift sehr tief in das Leben und Verhalten der Makalaka ein und die unscheinbarsten Verrichtungen sind danach geregelt, z. B., wie Holz ins Feuer zu legen ist, die Art und Weise des Sitzens in der Hütte, das Halten des Besens oder Rührlöffels, die Befriedigung der natürlichsten Bedürfnisse u. dgl. Soll der Blasebalg eines Schmiedes Kraft besitzen, so muss der Ziege das Fell bei lebendigem Leibe abgeschunden werden; soll sein Schmelzofen gut arbeiten, so muss dem Lehm eine gewisse Medizin beigemischt und während des Schmelzens Brei und Bier gegeben werden, und dergl.

*Sprache und Geschichte.* — In ihrer Sprache finden sich Elemente, welche sich im Zulu und Sesuto ebenfalls finden, und es gehört das Sikalaka zum grossen Sprachstamme des Bantu, welcher über den ganzen südöstlichen Theil Afrika's ausgebreitet ist. Die Schnalzlaute, wie sie in der Zulu-Sprache vorkommen, sind nicht aufgenommen, trotzdem klingt sie weniger angenehm als die Zulu-Sprache.

In geschichtlicher Beziehung herrscht tiefes Dunkel, denn da sie es nicht verstehen, schriftlich oder in Stein eingehauen der Nachwelt Kunde von historischen Begebenheiten zu überliefern, so hat man die grösste Mühe, aus der wandelbaren Tradition das Wahre vom Fabelhaften und Mythischen zu säubern. Erst mit den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts kommt einige Verlässlichkeit in ihre Geschichte. Was ich darüber habe erfahren können, will ich im Folgenden wiederzugeben versuchen.

Vor etwa 300 Jahren müssen sie ein mächtiges Volk gewesen sein, denn ihre Mambo (Könige) herrschten über das ganze Land zwischen den beiden Strömen Limpopo und

Zambesi, ja sie erhielten selbst Tribut weit über diese Grenzen hinaus. Ein solch mächtiges Reich konnte jedoch nicht auf die Dauer bestehen, räuberische Einfälle eines anderen Volksstammes, der Barotse oder Balosse, wiederholten sich öfter von Nordwesten her. Sowohl ihnen als auch den Portugiesen wurden Ländereien abgetreten und die Basuto im Süden vom Limpopo erkannten die Schwäche der Herrscher und machten sich ungestraft frei. Den Balosse aber war es nicht allein um Raubzüge zu thun, je weiter sie diese ausdehnten, um so besser gefiel ihnen das Land; vielleicht auch sind sie selbst aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden, gründeten nun da eine neue Heimath und wurden zuletzt die faktischen Herren des Landes. Das Balosse-Reich erlitt dann seinerseits wieder Erschütterungen und Zerstückelungen durch die kampfgewöhnten wilden Horden der Zulu von Osten her, bald drangen auch die den Zulu verwandten Matebele von Westen her ins Land unter dem Vater des berühmten, grausamen Mosilikatse und später unter diesem selbst, nachdem er von den Holländischen Ansiedlern der heutigen Transvaal-Republik vertrieben worden war. Viele Jahre lang widerstanden die Balosse den jährlich sich wiederholenden Angriffen und Raubzügen; weil sie jedoch von zwei Seiten her beunruhigt und angefallen wurden, so verminderte sich ihre Zahl und ihr Reichthum rasch und im Jahre 1866 unterlag endlich auch der noch übrige Balosse-Fürst Sebamubamu (Gewehr) den zweijährigen Anstrengungen der Matebele, der bei weitem grösste Theil der Balosse-Bevölkerung, der diesen Fall überlebte, wanderte aus

in den sehr gebirgigen Theil östlich vom Sabia-Fluss, wo er vorerst vor weiteren Angriffen gesichert sein dürfte, andere blieben unter der Botmässigkeit der Sieger zurück und werden nun zusammen mit den Resten der Makalaka gewissermaassen als die Hirten und Züchter der Rinder- und Ziegenheerden des jetzigen Matebele-Herrschers betrachtet. Alljährlich fordert dieser noch überdies einen Tribut an Waffen und Cerealien und lässt nebenbei seine Truppen kleinere Raubzüge gegen dieselben vornehmen.

Wer die jährlich sich steigende Abgabe entrichtet, darf der unsicheren Hoffnung leben, für die nächste Zeit nicht weiter behelligt zu werden, wer sich aber weigert, dient gewiss zum Ziele eines rasch und nächtlicherweile auszuführenden Überfalls, wo es kaum Zeit sein dürfte, die eigene Person in Sicherheit zu bringen. Tod den Männern, alten Weibern und kleinen Kindern, Gefangenschaft und Sklaverei den jungen Weibern und Mädchen, Verlust alles Eigenthums, Zerstörung der Wohnstätten durch Feuer, das sind die unausbleiblichen Folgen solcher Weigerung. In dieser Weise wurde schon seit Jahren verfahren und wird ferner verfahren werden, bis das Land öde ist, wie jener Strich im Nordwesten, wo zahlreiche Reste verbrannter Dörfer, bleichende Gebeine, grosse abgeholzte Strecken mit den Furchen vormaliger Bodenkultur deutlich Zeugnis von der Anwesenheit und Zerstörungssucht der Matebele ablegen.

Das wäre also das wahrscheinliche Loos der Makalaka, unter denen ich neun Monate, nämlich vom September 1871 bis zum Mai 1872, verbrachte.

## VI. Das Gebiet zwischen Limpopo und Zambesi und die Ruinen von Zimbabwe.

Schon im April beabsichtigte ich, nach dem Zambesi aufzubrechen, die Träger wollten mich aber schon nach einigen Tagemärschen plötzlich im Stiche lassen, ich musste mich daher zur Umkehr entschliessen und bezog für einen weiteren Monat mein vormaliges Quartier. Während dieser Zeit veranstalteten die Matebele einen Raubzug in die Gegenden nach dem Sabia-Fluss hin und ich war keinen Augenblick sicher, ob sie nicht auch einen Überfall in mein Dörfchen versuchen würden; ich zog mich deshalb in eine Felsenklüftung zurück und verbarrikaderte die Öffnung derselben, so gut es eben anging. Der Zugang war so schwierig, dass immer nur Ein Feind sich hätte nahen können. Glücklicher Weise vermieden sie es, einen Angriff zu wagen, und zogen vorüber. Nun überredete ich wieder einige Leute, mir nach dem Zambesi zu folgen, wo ich jedem ein Gewehr als Bezahlung geben würde; das wirkte denn und nach vielen Mühen und Strapazen jeder Art vollendeten wir die Reise, wobei ich überdies seit

Juni vom heftigsten Fieber heimgesucht war. Der Zambesi war wenige Stunden oberhalb Sena's erreicht worden.

Ich will diese letzte Reise nicht ausführlicher behandeln, sondern eine kurze, allgemeiner gehaltene Beschreibung der gesehenen Landstriche geben.

*Bodenbildung.* — Das Gepräge des Landes zwischen Limpopo und Zambesi ist bedingt durch einen flachen, nach Nordwest und Südost sich abdachenden Rücken, der im Südwesten mit einer absoluten Höhe von etwa 4000 Fuss beginnt, in nordöstlicher Richtung verläuft, nach und nach bis über 5000 F. ansteigt und dann sich fingerartig in steil abfallende Bergrücken verzweigt. Deutlich markirte Gebirgszüge von grösserer Ausdehnung giebt es ausser dem Doro-Gebirge, welches sich in leichtem Bogen von Süd nach Nord über den vorhin erwähnten Rücken hinzieht, nicht. Die übrigen vorkommenden Berggruppen, obwohl mitunter sehr mächtig, bekunden eine mehr gürtelartige Anordnung und erschienen mir immer nur als die härteren,

kieselreicheren, granitartigen Überbleibsel aus der fast durchweg herrschenden Gneissformation. Selbst jene aus der Küsten-Ebene unmittelbar zu 3- bis 5000 F. emporragenden, meist kahlen Granitgipfel bedürfen wohl keiner andern Erklärung als der der Denudation, wenigstens bemerkte ich nirgends einen eruptiven Granit. Es herrscht überhaupt eine trostlose Einförmigkeit in den Gesteinen, alle tragen den Stempel des Veraltetheits, so dass der Wunsch, eine vulkanische Eruption möchte doch einige bedeutende Änderungen in der Physiognomie des Landes hervorbringen, zu entschuldigen ist. Die ältesten Schiefer, welche oft grosse Distrikte einnehmen, liegen bald in leicht hügeligen, bald schroffwandigen Partien zu Tage und sind wie überall steil aufgerichtet. An vielen Stellen finden sich in ihnen goldführende Quarzadern, die am reichsten in ihrer Berührungsfläche mit den Chloritschiefern sind. Diese chloritischen Schiefer gehen gern in Serpentin über und der Glimmer im Glimmerschiefer wird häufig durch feinen Eisenglimmer ersetzt.

Noch muss ich zwei Berge erwähnen, Wochua und Wetsa, welche ganz isolirt stehen, sehr hoch sind und deshalb als die vorzüglichsten Landmarken gelten können. Wie aus den Aussagen der Eingeborenen sich berechnen lässt, müsste die Rundschau von ihren Gipfeln einen Durchmesser von über 100 Engl. Meilen haben.

*Flüsse.* — Unter den Flüssen, welche aus dem bereisten Gebiete gespeist werden, sind der Zambesi, Sabia und Limpopo als die bedeutendsten hervorzuheben. Allen dreien gemeinsam ist es, dass sie trotz der zahlreichen und bedeutenden Zuflüsse in ihrem oberen Laufe gegen das Ende der trockenen Jahreszeit nach und nach versanden. Der erstere lässt sich zwar noch für flach gehende Fahrzeuge benutzen, bei den beiden letzteren nimmt jedoch der Sand dermaassen überhand, dass auf weite Strecken hin kein Tropfen fließenden Wassers zu sehen ist. Zambesi und Limpopo haben überdiess ihre Katarakte und Wasserfälle.

*Der Limpopo,* welcher seinen Ursprung in der Transvaal-Republic hat und einen grossen Bogen beschreibend die natürliche Grenze des genannten Staates bildet, soll seine Mündung etwas nordöstlich von der Delagoa-Bai haben. Er führt sechs verschiedene Namen, je nach den Stämmen, die an seinen Ufern wohnen. Die Uferwälle sind meist hoch, während der nassen Jahreszeit schwillt er jedoch oft zu solcher Grösse an, dass er sie meilenweit ins Land hinein überschwemmt und die muldenförmigen Niederungen an ihm entlang anfüllt. Bis zu dem Wasserfall, der zwischen meinen beiden Passagen von 1868 und 1871 liegt, zeigt er nur die geringe durchschnittliche Breite von etwa 200 bis 250 Schritt, unterhalb desselben verbreitert sich sein Bett zu 1250 Schritt, dann sind seine Ufer kaum mehr deutlich und sein Gefälle wird so unbedeutend, dass

die Arme, in welche er sich später theilen soll, einen ganz unentschiedenen Verlauf haben, ohne ein eigentliches Delta an seiner Mündung zu bilden (nach den Aussagen von Corn. Bootha, einem Elephantenjäger).

So weit ich den Fluss kenne, sind seine Ufer durchweg mit baumartiger Vegetation bewachsen, man trifft prachtvolle Akazien und einige riesige Combretaceen, welche letztere gewissermaassen unsere heimathlichen Uferweiden vertreten. An den steilen Wänden gedeihen Ricinus-Stauden und Schilfrohr vortrefflich, bilden Dickichte, die oft undurchdringlich werden und an die Jungeln Indiens erinnern. Im mittleren und unteren Laufe kommen dazu grosse Exemplare von Feigenbäumen mit ihrem schattigen Laubdach und ihren mächtigen Büscheln kugelförmiger essbarer Früchte, welche von Stamm und Ästen herabhängen; eine Kigelia mit ihrem schön gefiederten Laube, ihren grossen purpursamtnen Blüten und mehrere Pfund schweren, presswurstförmigen, leider ungeniessbaren Früchten tritt ebenfalls häufig auf, dichte Gebüsch einer stammlosen Fächerpalme und Dattelpalmen verleihen einen einigermaassen tropischen Charakter. Wo sein Wasser nicht im Sande verläuft, sondern tiefe Tümpfel in Biegungen erfüllt, ist er reich an geniessbaren Fischen, überriechenden Wasserschildkröten, aber auch an gefährlichen Krokodilen.

Seine Nebenflüsse von Norden her theilen mit ihm so ziemlich denselben Charakter, auch sie werden zu sogenannten Sandflüssen von auffallend ungleicher Breite. Beispielsweise hat der Buby an verschiedenen Stellen über 400 Schritt Breite, während seine Mündung sich kaum bestimmen lässt, insofern sich hier nur kleine seichte Gräben ohne Wasser zwischen undurchdringlichem Dickicht finden.

*Den Sabia-Fluss* kenne ich aus eigener Anschauung nur in seinem oberen Laufe, seine zahlreichen Nebenflüsse, die ich fast alle zu passiren hatte, sind bedeutend und auch er selbst bildet nur wenige Meilen von seinem Ursprung ein ganz ansehnliches Flüsschen von 60 Fuss Breite bei einer Tiefe von 3 Fuss. Trotzdem versandet aber auch er, und zwar so sehr, dass unterhalb der Vereinigung des Lunde mit ihm keine Stelle zu finden ist, welche Zeugniß von der Anwesenheit fließenden Wassers gäbe bei einem tiefen Sandbett von 800 Schritt Breite. Lange fließt er in engem Felsthale zwischen bewaldeten Abhängen dahin, oftmals über herabgestürzte Granittrümmer tobend. An seiner Mündung wurde vor einigen Jahren eine Französische Faktorei unter Portugiesischem Schutze errichtet.

*Der Zambesi* ist der bedeutendste Fluss. Mit ihm erging es mir ähnlich wie vier Jahre zuvor mit dem Limpopo, vergeblich erkundigte ich mich danach, wie viel Tage man noch marschiren müsse, um „sein Wasser zu trinken“, aus einer Entfernung von zwei Tagemärschen konnte ich

jedoch bereits die hohen Berge erkennen, die ihn auf dem nördlichen Ufer begleiten. Am Ufer endlich angekommen, giebt man mir den Gattungs-Namen Nyantsa an. Kaum konnte ich das jenseitige Ufer unterscheiden, so breit war er und so sehr mit Rauch erfüllt war die Atmosphäre, hohe Schilfgräser bedeckten die Ufer und die zahlreichen sandigen Inseln, doch ist seine Tiefe nur eine geringe. Die kleinen Boote oder Canoes von ausgehöhlten Baumstämmen verschwinden ganz auf der grossen Wasserfläche. Sein breites Thal ist stellenweis sehr dicht bewachsen und eine stämmige Akazie mit grünlichgelber glatter Rinde, Gebüsch mit glänzenden Blättern und kirschartigen wohlschmeckenden Früchten (*Zizyphus*), die beim Limpopo erwähnten Feigenbäume und die *Kigelia* fallen am meisten ins Auge.

Kurz oberhalb der Portugiesischen Militärstation Mazaro beginnt das Delta. Herrliche Mangobäume mit ihren duftenden Blüten und aromatischen Früchten luden wahrscheinlich zur Anlage dieser Station ein. Ein sehr schmaler Arm trennt sich daselbst vom nördlichen Ufer und fliesst in ostnordöstlicher Richtung, auf weite Strecken hin eingefasst von einem Wald von hohen Fächerpalmen mit spindelartig verdickten Stämmen (*Borassus flabelliformis*). Die Krümmungen dieses Armes sind so bedeutend, dass man in den gebräuchlichen, allerdings plump construirten Fahrzeugen 5 bis 6 Tage nöthig hat, um das Städtchen Quelimane zu erreichen, während man zu Lande, in einer Sänfte getragen, bereits am dritten Tage anlangen kann. Etwa halbwegs herauf steigt die Fluth, deren Grenze ganz deutlich bemerkt wird. Der Arm nimmt rasch an Breite und beständiger Tiefe zu, die Ufer werden schlammig, die schwimmenden Süsswasserpflanzen, hauptsächlich vom Shire-Fluss herabgebracht, verkümmern und versinken, Büsche und Bäume am Ufer werden andere, Haine aus Kokospalmen treten auf und werden häufiger, die Bevölkerung wird immer dichter, bis man endlich die freundlichen Häuser von Quelimane, überragt von zahlreichen Wipfeln der Kokospalmen, aus einer Entfernung von beiläufig 5 Engl. Meilen erschaut. Mit gutem Winde lässt sich dann in regelrecht gebauten Booten die Mündung dieses Armes, Quaqua genannt und schon den Arabern bekannt, erreichen, wo gewöhnlich die beladenen Schiffe vor Anker liegen, um den günstigen Moment zum Passiren der Sandbarre zu erwarten. Ich will hier erwähnen, dass das Französische Schiffchen von 270 Tonnen-Gehalt, auf dem ich die Rückfahrt nach Europa machte, bei der Passage dieses Hindernisses achtmal aufstiess, ohne jedoch irgend welchen Schaden zu nehmen, Dank der wenig bewegten See und der eben eintretenden Ebbe.

Von den Nebenflüssen des Zambesi von Süden her führen ihm die mehr westlichen ansehnliche Wassermengen zu,

die östlichen jedoch leiden an dem bedauernswerthen Krebschaden des Versandens, so zwar, dass die Eingeborenen, welche an deren Ufern wohnen, tiefe Löcher in den zusammengebackenen Sand der Flussbetten graben müssen, um Trinkwasser zu bekommen.

*Reichthum an Thieren.* — Wenn sich die Vegetation dieser Länderstriche Afrika's auch nicht an Pracht und Mannigfaltigkeit der Formen mit jener von Indien und Brasilien messen kann, so haben diese Afrikanischen Gegenden denn doch eine herrliche Entschädigung in ihrer Thierwelt. Wer würde sich nicht darüber freuen, die meisten der in unseren Thiergärten hinter starken Eisengittern oder in leicht eingezäunten Antilopenwiesen zu sehenden Thiere auch in ihrem Vaterlande, in ihrer Freiheit beobachten zu können? Kommt man zwar dabei hin und wieder einigen gegenüber in verzweifelte Situationen, wo der Wunsch sich regt, sich selbst hinter starken Eisengittern gesichert zu sehen, so üben doch die zufälligen und ungefährlichen Begegnungen einen unwiderstehlichen Reiz aus, auch wenn der Forscher kein passionirter sportsman ist. Die häufig sich bietenden Gelegenheiten, die Thiere in ihrer Freiheit zu beobachten, tragen zur Beseitigung vieler irrigen Meinungen bei.

*Die Zulu.* — Von den verschiedenen Völkerschaften, mit welchen ich auf meiner letzten Reise zu thun bekam, will ich nur eine kurze Charakteristik geben. Ausser den Makalaka, die ich eingehender behandelt habe und welche so ziemlich die mittleren Granitberge bewohnen, muss ich vornehmlich zwei nennen, welche sich gewissermaassen ins ganze Land theilen, insofern sie bei ihren jährlichen Raubzügen in einander übergreifen, es jedoch vermeiden, sich zu begegnen. Diess sind erstens die Zulu unter Msila an der Küste, deren Hauptort unweit Sofala am Flüsschen Busi liegt. Sehr kriegerisch, wild und mordlustig und daher von allen mehr zum friedlichen Leben geneigten Bewohnern des Inneren gefürchtet erheben sie in der Portugiesischen Handelsstation Sena jetzt noch jährlich eine Art Tribut, nachdem sie vor einigen Jahren das früher recht bedeutende Städtchen bis auf wenige Häuser zerstört haben, sie bedrohten selbst Quelimane mit demselben Schicksal. So viel man von dem Häuptling hört, ist ein Besuch bei ihm nichts weniger als erfreulich oder lukrativ; etwaige Elefantenjäger, gleichviel ob von weisser oder schwarzer Farbe, erhalten die Erlaubniss, einige dieser Thiere erlegen zu dürfen, nur durch bedeutende Geschenke an Gewehren und von der erlegten Beute gehört der den Boden berührende Zahn allemal dem Häuptling, der andere darf für einen Preis gekauft werden, den er selbst ansetzt. Nach vollbrachter Jagd muss er ein weiteres Geschenk erhalten. Gewöhnlich vergisst er, nach diesem oder jenem Gegenstand,

der ihm in die Augen stach, gleich zu fragen, er schickt daher dem bereits geschiedenen Jäger eine ziemlich zahlreiche Bande nach, um das Vergessene oder Übersehene mit Güte oder mit Gewalt in die Hand zu bekommen. Eine ganz besondere Freude bezeugt er an Kleidungsstücken, die man gerade auf dem Leibe trägt, wenn es auch die einzigen sind, die man hat. Seine Räuberbanden, die das Land in jeder Richtung durchziehen, bewogen mich, seine Bezirke zu meiden.

*Die Matebele.* — Mit diesen Zulu verwandt sind die Matebele. Sprache und Sitten sind nahezu dieselben, ihr Hass gegen einander aber ein unversöhnlicher. Die Matebele bewohnen die hochgelegenen Gegenden im Südwesten und sind im Besitze grosser Rinderheerden, die sie immer wieder durch Raubzüge zu ergänzen suchen; daneben treiben sie Ackerbau. Zu ihnen ziehen Händler und Jäger aus den Englischen Kolonien an der Südküste und dieser fortwährende Verkehr mit Weissen brachte ihnen Vortheile, die ihnen die Suprematie über die anderen Stämme sichert; ihr König ist im Stande, Tausende von Gewehren ins Feld zu stellen. Diess verursacht in ihnen ein stolzes Bewusstsein von Macht, das bei etwaigem Conflict mit den Weissen eben so gefährlich werden dürfte wie die Angelegenheit mit den Aschantis.

*Andere Volksstämme.* — Eine weitere, ebenfalls mächtige Völkerschaft wohnt mehr nordöstlich gegen den Zambesi hin, es sind diess die Batoka unter ihrem gealterten Häuptling Makombe. Die Sprache dieses Stammes weicht von derjenigen der zuvor angeführten Stämme bedeutend ab, auch sie besitzen keine Heerden, da bei weitem der grösste Theil ihres Landes von der giftigen Tsetse-Fliege heimgesucht ist, und sind deshalb vorwaltend Ackerbauer und Jäger. Elfenbein ist Monopol des Häuptlings, der es in Häusern aus Backsteinen, von flüchtig gewordenen Portugiesischen Soldaten aufgeführt, aufstapelt, sich jedoch schwer verleiten lässt, diesen seinen kostbaren Schatz gegen Waaren zu veräussern; mein Besuch bei ihm war nur von ganz kurzer Dauer, weil einerseits mein schrecklich fieberischer Zustand ein rasches Vorgehen nach dem Zambesi erheischte und andererseits das Benehmen der Bevölkerung, durch ein desertirtes Individuum der von Indien entstammenden Soldaten mit confiscirtem Gesicht aufgereizt, nichts weniger als Vertrauen einflössend war; die Gegend war überdiess von geringerem Interesse und recht ungesund.

Die Bahloekwa, eine verkommene Batonga-Race, treiben sich in den mehr südlichen Gegenden an den Zuflüssen des Limpopo umher und leben, wo es angeht, von Raub und Diebstahl, sie sind zu förmlichen Wegelagerern geworden und werden besonders dadurch gefährlich, dass sie ihre Pfeile vergiften.

Ihnen nahestehend, aber mehr vagabundirend und in den dichten, dunklen Büschen am Limpopo ihr Unwesen treibend sind die Baroka. Eigentlich sind es Leute verschiedener Stämme, die aus irgend einer Ursache genöthigt worden sind, von ihren Häuptlingen weit entfernt zu leben. Sie wohnen zerstreut in einzelnen Hütten, nähren sich kümmerlich von Fischen, Schildkröten, den Löwen abgenommenem Wild, Beeren und anderen wilden Früchten und Wurzeln, bauen jedoch auch geringe Mengen von Hirse und Kürbisse.

Unstet und flüchtig sind die Buschmänner, die familienweise überall umherstreifen, wo sie hoffen dürfen, von Verfolgung weniger zu leiden. Sie beobachten den Flug der Aasgeier, folgen denselben und übernehmen das diesen Konstablern der Natur zufallende Geschäft des Abräumens von Aas. Selten bekommt man sie zu Gesicht, denn sie sind scheu wie die wilden Thiere. Ihre Sprache ist mit Schnalzlauten derartig untermischt, dass ein feines Gehör und langer Umgang mit denselben erforderlich ist, um sie nur von einander unterscheiden zu lernen. Sie haben übrigens ihre Bezirke vorwaltend in den wenig bevölkerten Gegenden westwärts gegen die Kalahari.

Einer fast verschwinnenden Bevölkerung muss ich noch erwähnen, mit der ich leider zu spät bekannt worden bin, es sind diess die Balempa. In ihren Gesichtszügen spricht sich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Israelitischen Typus aus, selbst die skrophulös entzündeten Augen fehlen nicht. Sie leben für sich in grösseren Dörfern, geben sich, weil verachtet, mit der anderen Bevölkerung nur wenig ab, üben die Beschneidung, geniessen von Fleisch nur solches, das von ihnen selbst auf ihre eigene Weise geschlachtet worden ist, essen nicht mit Anderen aus Einem Topfe und vermitteln hauptsächlich den Handel. Auch sind sie allein im Stande, Draht zu ziehen, mit Hülfe dessen sie Stöcke oder Speerschäfte filigranartig zu überziehen wissen.

So wäre also das Land zwischen Limpopo und Zambesi von vielen Völkerschaften bewohnt, die in beständiger Fehde mit einander leben. Diese Thatsache erschwert die Aufgabe, durch diese Länderstriche zu reisen, ungemein; selten wird der Reisende auf Getreue stossen, welche es wagen, grössere Strecken mit ihm zu wandern.

*Das Klima* ist ein tropisches, die Temperatur wirkt jedoch sehr verschieden auf den menschlichen Körper, je nachdem man sich an der Küste oder im 4- bis 5000 F. hohen Inneren befindet. An der Küste ist eine Temperatur von 25° R. fast unerträglich, während im Inneren ein viel höherer Wärmegrad mit Leichtigkeit ertragen wird. Ich notirte z. B. mehrmals 45° R. in der Sonne, 32° R. im Schatten und vermochte dennoch, meinen Marsch fortzusetzen, während 25° R. im Schatten an der Küste eine wahre Qual

waren. Von der Trockenheit der Luft im Inneren möchte ich als Beispiel anführen, dass ich öfters während der heissesten Tageszeit das Schreiben mit Dinte einzustellen hatte, weil die Flüssigkeit in der Feder schon bei den ersten Worten, die ich zu Papier gebracht hatte, vertrocknete, die Farbe im Malerpinsel verdickte sogar, bevor ich das Papier berührte. Der Wechsel der Temperatur im Inneren ist sehr bedeutend. Es ist im Monat August keine Seltenheit, das Thermometer von 25° R. um Mittag auf 0° gegen Morgen sinken zu sehen.

Jahreszeiten giebt es nur zwei, die nasse oder den Sommer (während unserer Wintermonate) und die trockene oder den Winter. Der Eintritt der ersten Regen fällt in den Oktober, die letzten Gewitter mit Regen sind Ende Mai zu erwarten. Im Winter hat man vorherrschend östliche Winde, die nordöstlichen sind trocken, von ziemlich gleicher Stärke und mitunter wochenlang anhaltend. Schlägt der Wind in Ost und namentlich Südost um, so entwickeln sich alsbald leichte Nebelwolken, die immer dichter werden und vom Winde gejagt meist in leichten Nebelregen sich auflösen; sie halten oft tagelang an und die dadurch entstehende feuchte Kälte wird so empfindlich, dass man vergisst, man befinde sich in der Tropengegend. Während des Winters wird überall das dürre Gras abgebrannt und mit dem Rauche füllen sich die unteren Schichten der Atmosphäre in solcher Weise, dass Berge in geringer Entfernung unsichtbar sind, dass die Sonnenstrahlen gar nicht mehr durchdringen können und die Sonne bereits verschwindet, wenn sie noch 9 Grad über dem Horizonte sich befindet. Gegen Ende des September oder auch schon etwas früher machen Westwinde die ersten Versuche, sich zu behaupten, es treten Kämpfe zwischen den verschiedenen Luftströmungen ein, es entstehen Wirbelwinde und es ist alsdann keine Seltenheit, ein halbes Dutzend solcher Aschensäulen zugleich über die schwarzen Flächen dahin wirbeln zu sehen. Mit wenigen Ausnahmen kommen die Gewitter aus Westen und sie sind auch nicht selten von Hagel begleitet. Die Niederschläge sind dann oft so bedeutend, dass in den unschuldigst aussehenden Betten der Sandflüsse das Wasser einer Mauer gleich daher strömt und seine gewöhnlich hohen Ufer überfluthet. Der unscheinbarste Bergbach wird zum wüthendsten Strome, bricht sich neue Bahnen, entwurzelt Bäume, zerstört Hütten und reisst Alles in buntem Wirrwarr mit sich in die Tiefe.

*Werthvollste Produkte, Kaiser Wilhelm's Goldfeld.* — An werthvollen Produkten ist das Land überaus reich. Eisenerz findet sich in ungeheuren Massen als Magneteisen, die Makalaka gewinnen daraus bei ihren primitiven Herstellungsmitteln ein zähes, weiches, auch auswärts geschätztes Metall, das sich leicht zu allerlei Gegenständen verarbeiten

lässt. Es fehlt ferner nicht an verschiedenen Kupfererzen, Malachit, von welchem Gestein ich prächtige Stücke sah, findet sich südlich von Tete. Das wichtigste Metall jedoch ist das Gold, das an unzähligen Orten vorkommt. Wo es in Fluss- und Bachbetten sich findet, ist seine Gewinnung eine sehr einfache, die Eingeborenen waschen in einer Topfscherbe mit leichter Mühe und in kurzer Zeit so viel aus, als sie eben für den einen oder anderen Zweck benötigen; in grösseren Quantitäten es zu besitzen, versucht Niemand ausser den Häuptlingen, welche gewissermaassen ein Anrecht auf die grösseren Stückchen haben und dieselben aufbewahren, um bei Portugiesischen Händlern Waffen einzutauschen. Gewöhnlich kommt es dickschuppig vor, doch sollen haselnussgrosse „nuggets“ nicht zu den Seltenheiten gehören. Aus seiner matrix, dem Quarz, das Gold zu gewinnen, dazu geben sich heut zu Tage die Eingeborenen nicht die Mühe, aber zahllose verfallene Gruben zeugen von früher lebhaft darauf betriebem Baue. Ich habe mir die Freiheit erlaubt, ein solches ausgedehntes, nach den Angaben des Häuptlings Samali sehr reiches Feld mit dem Namen „Kaiser Wilhelm's Feld“ zu bezeichnen. Es wird nördlich und südlich von mächtigen Bergrücken begrenzt, die an ihrem östlichen Ende je eine unersteigliche Kuppe gleichsam dem Rücken aufgesetzt haben; die nördliche, zweispitzige Kuppe nannte ich Bismarck, sie überwacht, dem Felde näher liegend, ebensowohl das Innere desselben als auch ein zweites Goldfeld an dem Flusse Mašore (Mazore), während ich die andere Kuppe im Süden mit dem Namen Moltke bezeichnete, da sie das schon seit Jahrhunderten bekannte Goldfeld von Manica bekämpft, denn alle drei Goldfelder werden gewiss mit einander rivalisiren.

Ferner zeigt der Sand mehrerer Flüsse im Nordosten, wie des Gaveresi, dass man auf Edelsteine rechnen darf. Eingeborene bestätigen, dass die Weiber in Magony's Bezirk und Manica bei Festlichkeiten in ihren durchlöchernten Oberlippen und Ohrläppchen anstatt der gewöhnlichen Rietstengel oder Holzstückchen Steine von grossem Glanz und verschiedener Farbe tragen.

Dass ich bei all diesen Nachrichten, theils wirklichen Beobachtungen, mich nicht weiter deren genauerer Forschung befliss, daran ist einestheils der gänzliche Mangel an jeder Art Tauschwaaren, theils der furchtbare fieberische Zustand Schuld, in dem ich mich befand, so dass ich nur darauf bedacht sein musste, wenigstens mein Leben zu retten, um, abgesehen von diesen Notizen über den praktischen Werth des Landes, auch die in meinen Augen weit höher zu schätzenden Nachrichten über die Ruinen von Zimbabwe nach Hause bringen zu können.

*Die Tsetse-Fliege.* — Ein Hauptübelstand jener Gegenden ist eine kleine Fliege, in Grösse und Form unserer Haus-

fliege nahestehend, doch etwas lichter gefärbt, von der die Eingeborenen behaupten, dass ein einziger Stich genüge, ein Pferd, ein Rind, einen Hund zu tödten, während Esel und Ziegen keinen Nachtheil davon haben. Nur Ein Mittel scheint zu helfen, welches auf homöopathischem Prinzip beruht; die Fliege selbst nämlich, innerlich gegeben, macht die Stiche unschädlich, wie ich an einem Hunde gesehen habe, den ich nach Anwendung dieses Mittels bis an den unteren Zambesi mitnahm und in ganz gesundem Zustande wieder mit meinen Begleitern zurücksandte. Im Jahre 1868, wo ich einen Ochsen, eine Eselin und einen Hund bei mir hatte und mit aufgelöstem Ammoniaksalz Versuche anstellte, gingen Ochse und Hund zu Grunde, während die Eselin, der ich keine Auflösung dieses Salzes eingab, nach einigen Ruhetagen plötzlich sich einem vorüberziehenden Trupp Zebras beigesellte und davon rannte, ohne dass ich sie jemals wieder hätte einfangen können.

*Die Ruinen von Zimbabwe.* — Das schönste Resultat aller meiner Reisen, auf welches allein ich einigermassen stolz zu sein mir erlaube, ist die Entdeckung der bereits erwähnten Ruinen von Zimbabwe. Als ich im Jahre 1867 zum ersten Mal von Ruinen sprechen hörte, von fabelhaften Gebäuden, entschloss ich mich auch, dieselben aufzusuchen. Im Jahre 1868 wurde mir am Limpopo sogar die ungefähre Lage derselben von einem Eingeborenen bezeichnet, allein mehrere Versuche, dahin zu gelangen, scheiterten, bis mir endlich am 5. September 1871 das Glück zu Theil wurde, sie als der erste Weisse zu sehen. Ich beabsichtige nun nicht, die Bemühungen zu schildern, denen ich mich unterzogen, die Gefahren, die ich dabei zu bestehen, die List, die ich anzuwenden hatte, sondern ich will nur die Ruinen kurz beschreiben und wiedergeben, was mir von Eingeborenen darüber erzählt worden ist.

Zimbabwe liegt fast genau westlich von der Portugiesischen Station Sofala oder Sofara (Zophara), ziemlich genau 41 Deutsche Meilen entfernt, und weist zwei Hauptreste auf. Der eine befindet sich auf der Spitze eines etwa 400 Fuss hohen isolirten Granithügels, der andere südlich davon, etwa  $\frac{1}{2}$  Engl. Meile vom Hügel entfernt und durch ein versaudetes Thälchen geschieden. Eine nur etwa 4 F. hohe, theilweis zerstörte, theilweis bedeckte Ringmauer zieht sich in einiger Entfernung von dem südlich gelegenen Haupttheil um den westlichen Fuss des Berges, dürfte aber wohl um den ganzen Hügel herum bestanden haben. Bei der Bergruine ist es vor Allem die Aussenmauer, welche offenbar dem Befestigungszwecke entsprach, denn sie ist mit Kühnheit gerade auf die abgerundete Kante einer 300 F. langen und 60 F. hohen Felsmasse erbaut. Sie verläuft in gerader Linie von Osten nach Westen und hat bei einer Länge von beiläufig 120 F. eine von unten nach oben abneh-

C. Mauch, Reisen in Süd-Afrika.

mende Dicke von 12 zu 6 F., ihre Höhe beträgt 30 F. Innerhalb derselben ist durch weniger dicke Mauern ein viereckig-länglicher Raum eingeschlossen, der jedoch an der westlichen Seite bogenförmig begrenzt ist. Hier werden auch an den eingestürzten oberen Theilen die Steinbalken sichtbar, indem sie mehrere Fuss lang aus der Mitte der Mauern senkrecht und in einer Entfernung von etwa 8 zu 8 Fuss emporragen. Sie scheinen der ohne Mörtel aufgeführten Mauer als innere Stützen, an welche sich die einzelnen Bausteine anlehnten, gedient zu haben, sind aus Glimmerschiefer, der sich holzartig spalten lässt, hergestellt und mögen ihre 15 bis 20 F. Länge bei etwa 4 Zoll Durchmesser oder Dicke haben. Ich bemerkte nur einen dieser Steinbalken, auf den mehr Fleiss verwendet worden ist, er hatte einen elliptischen Durchschnitt mit Achsen von 4 Zoll und  $2\frac{1}{2}$  Zoll, bestand aus talkigem Glimmerschiefer und hatte auf seiner glatten Aussenfläche mehrere ornamentale Zeichnungen eingeschnitten (siehe „Geogr. Mitth.“ 1872, S. 123). Die weniger dicken Mauern des inneren Gebäudes sind fast gänzlich eingestürzt, so dass man Mühe hat, über die Haufen loser Trümmer, bewachsen mit ansehnlichen Bäumen, allerlei Gestrüpp und strauchartigen Nesseln, sich den Weg zu bahnen. Von dem inneren Raume, der Spitze des Felsenkopfes zu, führen mehrere bedeckte Gänge wahrscheinlich in Spalten und Klüfte, vielleicht auch in grössere unterirdische Räume, die jedoch, offenbar späteren Ursprungs, von Kafferhänden verbaut worden sind. Gerade über der Öffnung eines solchen Ganges entdeckte ich einen dickeren Baumstamm, unbehauen und noch ganz gut erhalten, trotzdem er als Bauholz verwendet worden ist, denn er trägt noch ein bedeutendes Gewicht des über ihm errichteten Mauertheiles. Ferner entdeckte ich am östlichen Ende eine niedrige, nicht tiefe Höhle, von einem grossen überhängenden Felsstück gebildet, in ihr lag eine flache, ganz ebenmässig und rund gearbeitete Schüssel aus einem filzig-schuppigen, grünlich-grauen Talkschiefer, die in zwei ungleiche Stücke zerbrochen war. Der ganze Westabhang des Hügels war mit Trümmern bedeckt, die einen Schluss auf terrassenförmige Anlagen erlauben.

Die andere Ruine in der Ebene, etwa  $\frac{1}{2}$  Engl. Meile vom Hügel entfernt, stellt ein grosses Rondeau aus einer 24 Fuss hohen, an der Basis 12 Fuss, an der Spitze 8 Fuss dicken Mauer dar; auch hier haben Steinbalken zur Festigkeit der Mauer dienen müssen, wie an einigen Stellen zu sehen ist, wo der obere Theil einstürzte. Auf der Seite, welche dem Berge zugekehrt, also gegen Norden gerichtet ist, scheint der einzige Eingang, und zwar nur für eine einzelne Person berechnet, gewesen zu sein, ausgezeichnet durch einen Holzstamm, den ich im ersten Augenblick für Cedernholz nehmen zu müssen glaubte. Im Inneren ver-

laufen die dünneren Mauern bogenförmig labyrinthartig, die Räume scheinen jedoch schon öfters als Zufluchtsstätte von verfolgten Eingeborenen benutzt worden zu sein, wie zwei kleine ringförmige Steinlagen ausweisen (häufig zu sehen, wenn einige Ziegen oder Schafe für die Nacht zusammengehalten werden sollen). Der obere Rand, etwa 2 Fuss von der Kante, an der südlichen Hälfte der Aussenmauer enthält einige Lagen von Steinen, die schwache Spuren von Sinn für Ornamentik bekunden. Das Merkwürdigste innerhalb des Rondeau, dem erwähnten niedrigen und schmalen Eingang gegenüber und nahe dem südlichen Theile der Mauer, ist ein 30 Fuss hoher, nach oben konisch verlaufender Thurm, an dem jedoch der am Fusse aufgehäuften Trümmer wegen kein Eingang wahrzunehmen war. Ich erstieg an einem Rankengewächs seine Spitze, welche noch 8 Fuss Durchmesser zeigte, und nahm einige Lagen der Steine ab, ohne jedoch eine innere Höhlung bemerken zu können. Zwei sich begegnende Mauern erlauben einen schmalen Zugang zu ihm und sind ausgezeichnet durch eine abwechselnde Doppellage von schwarzen Phonolithstücken abgerundeter Form und regelrecht behauenen Granitsteinen.

An dieses Rondeau angebaut, auf der Seite gegen den Berg zu, sind ebenfalls Ruinen grosser Gebäude, nach den Regeln der Bindung aufgeführt, wie bei den schon erwähnten Mauern, aber alle auf viereckige Gebäude hindeutend.

Weder oben auf dem Berge noch unten in der Ebene konnte ich irgend eine Inschrift bemerken. Nichts zeigte sich, das mir hätte Aufschluss geben können, wem diese räthselhaften Gebäude zuzuschreiben sind. Ich hatte mich deshalb an die Eingeborenen zu wenden, deren Aussagen jedoch lange Zeit keinen Anhaltspunkt boten, im Gegentheil drohte das bedeutende Interesse, das ich dafür an den Tag legte, böses Blut machen zu wollen, so dass ein fernerer Besuch nur im Geheimen unternommen werden konnte. Endlich kam mir zu Ohren, dass ein Mann und nur dieser eine existire, der mehr als alle Anderen um die Ruinen wissen müsse; ich besuchte ihn mit dem früher erwähnten Manne, der als Dolmetscher fungirte, und machte ihn durch Geschenke zutraulich und durch Bier gesprächig. Seine Mittheilungen sind beachtenswerth, schon die erste, auf die er kein besonderes Gewicht zu legen schien, brachte Licht in die Sache. Er meinte, man bete auf dem Berge an (pila) und die Ruine in der Ebene werde „das Haus der Grossfrau“ (mumba 'huru, so viel wie Haus der Königin, Palast) genannt. Auf meine weiteren Fragen, zu wem und wie gebetet werde, erzählte er im Wesentlichen Folgendes:

„In dem von Zimbabwe aus von Gott (mali oder mambo = Vater) bestimmten Zeitraum von 2, 3 oder 4 Jahren versammelt sich nach der Ernte eine grosse Menge von Menschen, die von allen Seiten mit Vieh herbeikommen, am

Fusse des Berges ausserhalb der Ringmauer, um ein Fest zu feiern. Ein solches Fest dauert meistens 3 Tage und ist mit einem Opfer verbunden. Zu geeigneter Zeit erscheint der Hohepriester (ich kann ihn wohl nicht besser bezeichnen) mit seinen Gehülften, nämlich zwei Jungfrauen, zwei jungen Frauen und einem Mann. Schweigend geht er zwischen den Angekommenen hindurch, einen Stab in der Hand, von Allen begrüsst durch Händeklatschen. Er begiebt sich sodann auf den Berg, zwei junge Ochsen und eine junge Kuh, alle drei schwarz und fehlerlos, werden nachgeführt. Oben angekommen, wird die Kuh auf zuvor aufgestapeltes Brandholz gelegt, festgebunden und lebendig verbrannt; der eine Ochse wird geschlachtet und an Ort und Stelle verzehrt, der andere aber wieder den Berg hinabgeführt, ausserhalb der Ringmauer in ziemlicher Entfernung getödtet, sein Fleisch aber den Dieben und Aasgeiern überlassen. Der Hohepriester begiebt sich nun allein in die Höhle, wo der Topf (die früher erwähnte Schüssel) sich befindet, schüttet Bier darüber und betet. Er betet, dass Mali die Krankheiten unter den Menschen wegnehmen und die gesunden nicht krank werden lassen möge. Wenn diess vorüber ist, erscheint er wieder, Alle fallen auf ihr Angesicht nieder und rufen: gara 'huru katsela pãsi, d. i. „der Hochthronende hat Alles hienieden recht gemacht“. Seine Rückkehr aus dem Inneren wird der harrenden Menge angezeigt mittelst Singens und Jubelns, begleitet vom Spiel der tšimbera (Cymbeln), tuli (Pauken), manda (Hörner). Alle sind mehrere Tage fröhlich und ziehen dann wieder nach Hause.“

Der Mann, von dem ich diese Auskunft erhielt, ist einer der Söhne des letzten Hohenpriesters Tenga, der vor etwa 30 bis 40 Jahren den Gottesdienst versah, eines Abends aber von seinem Feinde Mangapi überfallen und auf verätherische Weise ermordet worden war, ohne dass seine Söhne vorher erfahren hatten, wo verschiedene Gegenstände, deren man zum Opfern bedurfte, verborgen waren. Dieser Mann, Bebereke mit Namen, hofft zuversichtlich, dass er wieder ins Amt treten werde, und wohnt deshalb in der Nähe, obwohl er sich nicht zu den umwohnenden Stämmen zählt und mit seiner Familie ganz abgesondert wohnt. Auch behauptete er, keine farbigen Tücher oder sonstigen Schmuck tragen zu dürfen, und ich versprach ihm deshalb, nachdem er in der That eine blaue Wolledecke, eine weisse mit rothen Streifen, rothe Perlen und Messing verweigert hatte, schwarzen Stoff zuzusenden. Seinen Sohn Mudšuru gab er mir mit in der Absicht, dass ich ihn mit in mein Land nehme, damit er daselbst das Opfern erlerne. Er (der Sohn) begleitete mich bis nach Sena, wo ich ihm leider gestehen musste, dass ich ihn zurücklassen müsse, da für mich gar keine Zeile aus Europa angelangt sei. Weinend, denn er war mir der treueste, aufmerksamste und

gelehrigste Begleiter geworden, musste er sich seiner Hoffnung ent schlagen und den Rückweg antreten. Ich durfte es nicht wagen, ihn auf eigene Faust und eigene Kosten nach Europa mitzunehmen.

Die Ähnlichkeit dieser Opfer mit jenen vom Israelitischen Kult vorgeschriebenen ist eine unverkennbare. Die Grundzüge sind deutlich vorhanden, wenn auch das Detail Vieles zu wünschen übrig lässt. Darauf gestützt glaube ich nicht zu irren, wenn ich annehme, dass die Ruine auf dem Berge eine Nachbildung des Salomonischen Tempels auf dem Berge Moria, die Ruine in der Ebene eine Nachbildung jenes Palastes ist, worin die Königin von Saba während ihres Besuches bei Salomo wohnte. Es ist wohl zu vermuthen dass die, gewöhnlich ins Reich der Mythe versetzte Königin von Saba sich während ihres mehrjährigen Aufenthaltes in Jerusalem zum Judenthum bekehrt hat und im Bewusstsein, dass sie alles Material und alle Schätze, wie sie zu den Bauten Salomo's verwendet worden waren, in ihrem eigenen Lande im Gebiete des Sabia-Flusses besitze, den Entschluss fasste, mit Hülfe Phönizischer Bauleute ähnliche Gebäude aufführen zu lassen. Mit bekannten Phönizischen Bauten stimmen sie überdiess noch am besten überein, Eingeborene und Araber hätten anders gebaut und die Portugiesen hatten bereits Kunde von deren Existenz als Ruinen. Vielleicht ist der doppelte Riesenbaum, der inmitten des Rondeau steht und der einzige seiner Art in der ganzen Umgegend ist, jene Baumart, die unter dem Namen *Almugim* oder *Algumim* bekannt ist und zu Geländern u. dgl. im Tempel verwendet wurde, bei diesen Ruinen aber in den erwähnten Tragebalken über den schmalen Eingängen sich erhalten hat; ich vermochte einige Stücke davon abzuhaueu und mit nach Hause zu bringen<sup>1)</sup>. Zufällig sah ich

<sup>1)</sup> Herr Hofrath Professor Dr. Grisebach in Göttingen hatte die Güte, eine mikroskopische Untersuchung dieser Holzproben vorzunehmen, und schrieb darüber an A. Petermann: „Die anatomische Untersuchung des in den Ruinen von Zimbabwe verwandten Bauholzes ergab, da die Gefässe punktirt sind und dasselbe aus regelmässigen Jahresringen besteht, dikotyledonisches Laubholz. Die vergleichende Anatomie der Laubhölzer ist nicht so weit vorgeschritten, um eine andere als problematische Bestimmung zuzulassen, falls nicht Sammlungen der in jener Gegend vorkommenden Hölzer zu Gebote stehen. Im vorliegenden Falle macht es die Vergleichung wahrscheinlich, dass das Holz von einem Leguminosenbaum aus der Gruppe der Cäsalpiniën abstamme. Dafür spricht die gleichartige Gestalt der sehr stark verholzten Holzzellen, aus denen der Holzkörper grösstentheils besteht, der nur wenige weite Gefässe einschliesst, sodann die sehr engen Markstrahlen, die hier Platten von 6 bis 8 Zellen Höhe und nur einer Zelle Breite bilden.“

„Der ausgezeichnetste Charakter des vorliegenden Afrikanischen Holzes liegt in seinem hohen spezifischen Gewicht. Nach der im Physikalischen Laboratorium des Geh. Rath Weber vorgenommenen Bestimmung beträgt dasselbe bei einer Temperatur von 16° = 1,1549, ist also höher als beim Mahagoni (1,068). So schwere und harte Hölzer sind selten; es kommen aber auch im Wasser untersinkende unter den Cäsalpiniën vor. Brasilienholz (*Caesalpinia echinata*) hat ein spezifisches Gewicht von 1,051.“

„In Livingstone's Reise nach dem Zambesi werden harte Hölzer

in Quelimane ein Harz, das beim Brennen denselben angenehmen Weihrauchgeruch von sich giebt wie dieses entdeckte Holz, es scheint also, dass der Baum am unteren Zambesi noch existirt; das Harz, bis jetzt noch als Geheimniss des Entdeckers gehalten, soll baldigst ein Handelsartikel werden.

Ausser diesen Haupttruinen giebt es aber noch viele kleinere im Lande zerstreut, die man mit dem Namen „Altäre“ bezeichnen könnte, denn noch jetzt werden von „Gläubigen“ Opfer von Ziegen darauf dargebracht.

Ich weiss, dass durch tiefe Studien und energischen Fleiss meisterhafte Abhandlungen von Seiten sehr gelehrter Autoritäten zu Tage gefördert worden sind, nach welchen Ophir theils nach Indien, theils nach Arabien, und wer weiss, wohin sonst noch? verlegt worden ist. Ohne diesen Ansichten nahe-treten zu wollen, glaube ich dennoch, auch meine eigene, ohnehin nicht die erste, aber unmaassgebliche Meinung abgeben zu müssen, dass Ophir das heutige Sofala oder Sofara, wie es im Inneren Allen bekannt und von Allen ausgesprochen wird, ist; es ist der Häfenort, worin die ältesten schiff-fahrenden Völker ihre heimathlichen Erzeugnisse gegen die Produkte des Inneren eingetauscht haben, worauf ja auch die Aussage des Bebereke deutet, dass viele Güter zu seinen Vorfahren von Osten hergebracht worden seien. Alle Produkte, die wir als solche kennen, welche von Ophir gebracht wurden, sind noch jetzt mit Ausnahme der Pfauenfedern dieselben, welche bei besseren Handelsverbindungen und grösserem Aufschwung ausgeführt werden könnten. Auch die Pfauenfedern, wenn wir sie wirklich als solche gelten lassen wollen, sind nicht so befremdend, wenn wir sie in Socotora als Zwischenstation, am Eingang zum Rothen Meere, einhandeln lassen, wo ja Produkte eben so wohl von Indien, der Heimath des Pfaues, als von Südost-Afrika sich zusammenfinden konnten; eher jedoch glaube ich, dass es Straussenfedern sein dürften.

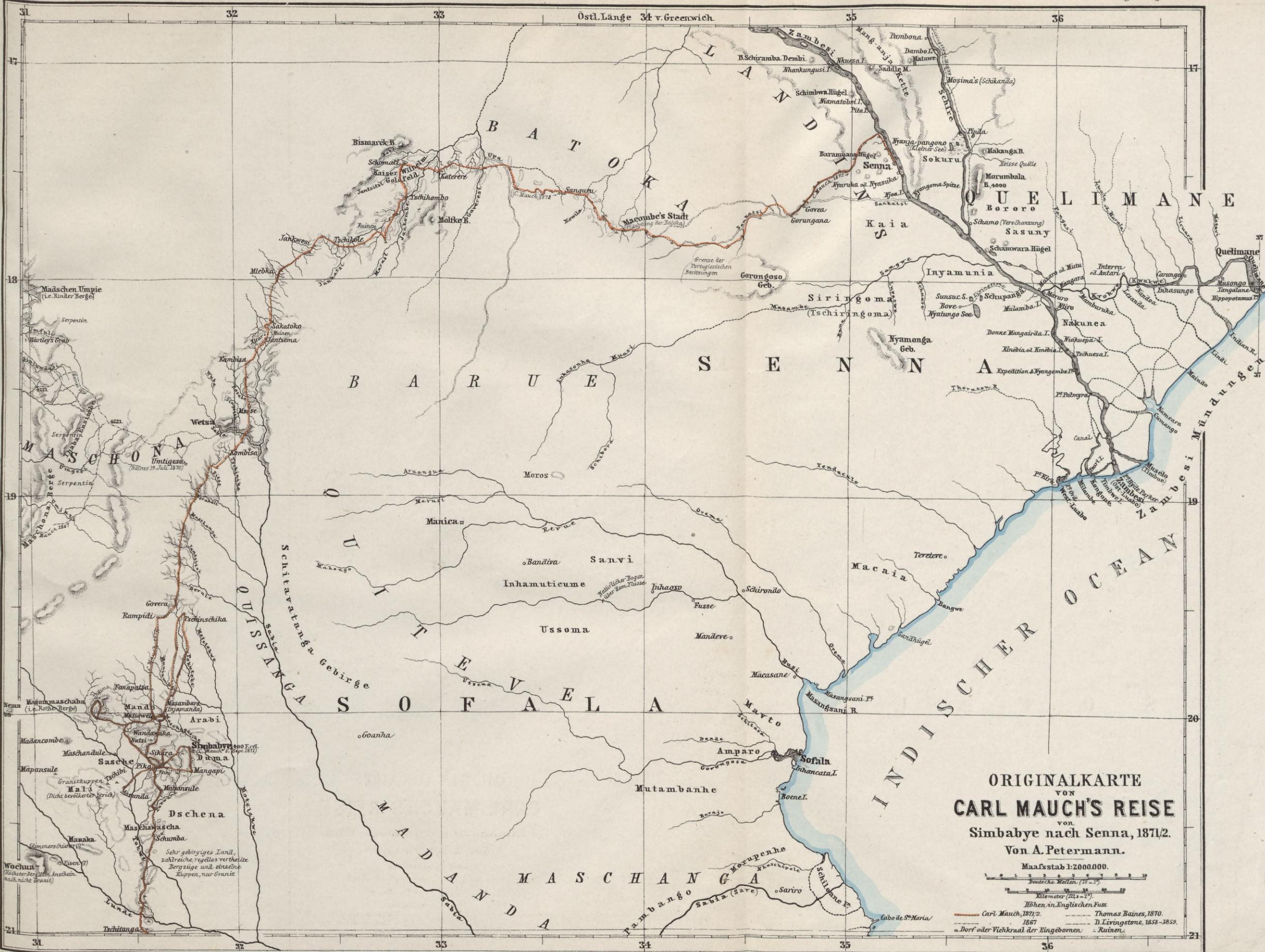
mehrmals erwähnt (siehe die Citate in meiner „Vegetation der Erde“, 2. Bd., S. 571, Note 15), aber sie sind botanisch nicht bestimmt. Zunächst wäre das Süd-Afrikanische Eisenholz in Betracht zu ziehen, eine Cäsalpinie (*Colophospermum mopane*), welche mit *Copaifera* nahe verwandt ist und, von den Reisenden häufig als *Mopane-Baum* erwähnt, den Continent von Angola bis zum Zambesi, südwärts bis zur Kalahari bewohnt („Vegetation der Erde“, 2. Bd., S. 167). Kirk sagt von diesem Baum: wood dark, heavy and very durable, abundant in the dry clay plains, forming large monotonous shadeless forests (Oliver, Flora of tropical Africa, II, p. 315).“

Der Vermuthung des Herrn Prof. Grisebach, dass das betreffende Holz vielleicht *Mopani* gewesen sein könne, erlaube ich mir entgegen zu halten, dass es mir nicht hätte entgehen können, es für solches zu erkennen, da ich ja während aller meiner Reisen mit besonderer Vorliebe das harzreiche, aber durchaus nicht wohlriechende dürre Holz der *Mopani-Bäume* zur Bereitung meiner frugalen Mahlzeiten verwendete. Vielleicht dürfte eine Einsicht in das Herbarium, welches Dr. Peters während eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Umgegend von Sena und Quelimane angelegt hat, näheren Aufschluss über das fragliche Holz liefern.

Selbst die Thatsache, dass ich nirgends eine Spur von Inschriften bemerken konnte, scheint mir für die Richtigkeit meiner Ansicht zu sprechen, denn nirgends lesen wir, dass Salomo in seinem Tempel irgend welche schriftliche Charaktere angebracht habe.

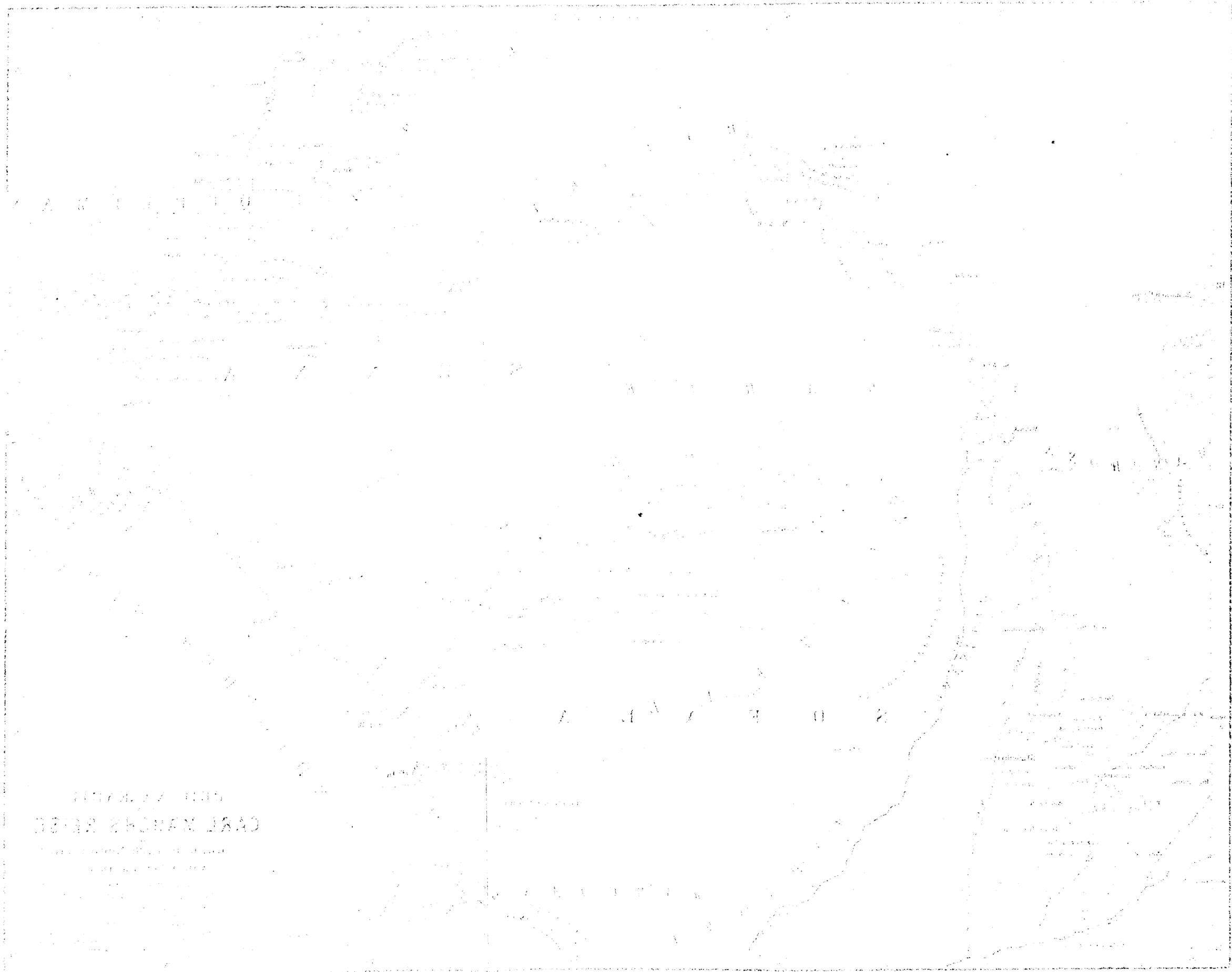
*Mögen künftige, mit besseren Mitteln ausgerüstete Expeditionen als die meinige dazu beitragen, dass man sich für jene Gegenden mehr interessirt, als es bisher der Fall war;*

*das Land zwischen Limpopo und Zambesi bietet so viel des alten und neuen Werthvollen, dass eine weitere Vernachlässigung auch Ungerechtigkeit wäre. Ich für meinen Theil schätze mich glücklich, dazu berufen gewesen zu sein, gewissermaassen den Vorläufer zu machen, und ich hoffe, dass die Resultate meiner achtjährigen, mit so bescheidenen Mitteln ausgeführten Reisen Anregung geben zu näherer Erforschung des Landes und Verwerthung seiner kostbaren Produkte.*



ORIGINALKARTE  
 VON  
**CARL MAUCH'S REISE**  
 von  
 Simbabwe nach Senna, 1871/2.  
 Von A. Petermann.

Maassstab 1:2000000.  
 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10  
 Deutsche Meilen (18-19)  
 0 10 20 30 40 50  
 Kilometer (11-12)  
 Höhen in Englischen Fuss  
 Carl Mauch, 1871/2. Thomas Baines, 1870.  
 1867. D. Livingstone, 1858-1859.  
 Dorf oder Viehkrad der Eingebornen. Ruinen.



1918  
CARL MANSCHER REISE

PLAN 1